Modrze (A)

Din. Breslau: 1930

Philosophie

Zum Problem der Schrift

Ein Beitrag zur Theorie der Entzifferung

Inaugural-Dissertation
zur Erlangung der Doktorwürde
an der Hohen Philosophischen Fakultät
der
Schlesischen Friedrich-Wilhelm-Universität
zu Breslau

Vorgelegt von
Annelise Modrze

Promotion: 12. April 1930

Breslau 1930
Buchdruckerei Leopold Freund, Breslau 1, Herrenstraße 30

Gedruckt mit Genehmigung
der Hohen Philosophischen Fakultät
der
Schlesischen Friedrich-Wilhelms-Universität
zu Breslau

Referent: Prof. Dr. Richard Hönigswald

Examen rigorosum 22. Januar 1930

R. UNIV.
BIBLIOTHEEK
LEIDEN

Herrn Prof. Dr. Richard Hönigswald

in Verehrung und Dankbarkeit gewidmet

INHALTSUEBERSICHT

	Seite
Uebersicht über die zugrunde gelegten Entzifferungen	5
Das Problem des Sinnes	11
Urteilsgesetzlichkeit und Sinn	16
Prinzipien der Erfahrung und Sinn	18
Die Eindruck - Ausdruckrelation	21
a) das Zeichen	21
b) der Laut	23
c) die Schrift	27
Die Bedingungen der Geschichte und die Schrift	39

Seit dem Beginn des vorigen Jahrhunderts hat der geschichtliche Horizont der Menschheit eine ungeheure Erweiterung erfahren. Die uralten Kulturen Aegyptens und des Zweistromlandes, von denen man bis dahin kaum mehr als eine dunkle, sagenhafte Kunde aus dem Altertum oder von einzelnen Reisenden gehabt hatte, rückten in das Licht der historischen Erkenntnis, und die Geschichte des Menschengeschlechts konnte bis ins vierte Jahrtausend vor Christi Geburt zurückverfolgt werden. Die Gedichte Homers und die Bibel, noch für die Zeit der beginnenden Romantik am Anfang aller historischen Entwicklung stehend, erwiesen sich nun als Produkte eines komplizierten und weit in die Vorzeit hinaufreichenden Prozesses kultureller Entwicklung, und eine ungeahnte Mannigfaltigkeit von Völkern und Staaten, eine vielfältige Verzweigung politischer und kultureller Beziehungen wurde offenbar, wo man vorher lediglich die isolierte Schöpfertat eines Genius oder göttliche Offenbarung gesehen hatte.

Diese Erweiterung des Bereichs historischer Forschung wurde erst möglich durch die Entzifferung der Sprachen jener Länder. Im Jahre 1822 gelang es François Champollion, die Lesung der ägyptischen Hieroglyphen im Prinzip richtig festzustellen.[1]) 1802 schon hatte Grotefend, ohne daß indes seine Entdeckung zunächst sehr folgenreich gewesen wäre, die persische Keilschrift entziffert und so der Entzifferung der babylonisch-assyrischen Schriften und zugleich der Erkenntnis der betreffenden Sprachen vorgearbeitet.[2]) Im Laufe des Jahrhunderts wurden noch eine Reihe weniger bedeutsamer

[1]) Zur Entzifferung der Hieroglyphen vgl. Ad. Erman, Die Entzifferung der Hieroglyphen. Sitz.-Ber. Berliner Akad. d. Wiss. phil. hist. Klasse. 1922.
Ad. Erman, Die Hierolglyphen. Goeschen. 1917.
H. Hartleben. Champollion. Sein Leben und sein Wirken. Berlin 1906.
J. Fr. Champollion, Lettre à Mr. Dacier. Paris 1822.
J. Fr. Champollion, Précis du système hiéroglyphique des anciens Egyptiens ou recherches sur les éléments premiers de cette écriture sacrée. Paris 1824.

[2]) Zur Entzifferung der Keilschrift vgl. den zusammenfassenden Bericht bei L. Messerschmidt, Die Entzifferung der Keilschrift, Der Alte Orient. Heft 2; 1910.
F. Hommel, Geschichte Babyloniens und Assyriens, Berlin 1885 (in „Allgem. Geschichte in Einzeldarstellungen". hrsg. W. Oncken. Bd. 1, 2).
Bruno Meißner, Die Keilschrift. Goeschen 1919.

Schriften: die kyprische, sinaitische, altkretische, meroitische, hethitische Schrift erschlossen oder doch dem Verständnis näher gebracht.[3])

Fragt man nun nach der Methode, welche die verschiedenen Entzifferer anwandten, so ergibt sich, daß zwar das Verfahren in jedem Falle je nach Beschaffenheit und Besonderheit des Textes abgewandelt werden mußte, daß aber doch ein einheitlicher und auf tiefgehende Zusammenhänge zurückzuführender Sachverhalt in allen Fällen den Forschern vorlag. Ein kurzer Ueberblick über den Gang der wichtigsten Entzifferungen soll — ohne Anspruch auf Vollständigkeit zu erheben — das Substrat zu eingehender Erörterung jenes zugrunde liegenden Sachverhalts geben.

Der Entzifferer fremder Schriften hat mit einer zwiefachen Schwierigkeit zu kämpfen.[4]) Er muß sowohl in Aufbau und Bezeichnungsweise der fremden Schrift, als auch in eine fremde Sprache eindringen, d. h. er muß beim Entziffern übersetzen. Kein fremdes Schriftsystem ist nun je aus sich selbst heraus, ohne daß man entweder den Textinhalt oder die Schriftformen an bereits Bekanntes anknüpfen konnte, entziffert worden. Erst mit der Inschrift des Steins von Rosette[5]) auf welchem

[3]) George Smith, On the Reading of the Cypriote Inscriptions. Transactions of the Society of Biblical Archeology. London 1872.
Brandis, Versuch zur Entzifferung der kyprischen Schrift. Monatsbericht d. preuß. Akad. d. Wiss. Berlin 1873.
A. Evans, The Palace of Minos at Knossos, Bd. 1. p. 612 ff.
A. Evans, Scripta Minoa, Oxford 1909.
Joh. Sundwall, Der Ursprung der kretischen Schrift. Acta Academiae Aboensis. Humaniora 1; 1921.
Sundwall, Zur Deutung kretischer Tontäfelchen. Act. Ac. Aboensis. Hum. 2, 1921.
Sundwall, Ueber kretische Maßzeichen. Act. Ac. Aboensis. Hum. 4, 1925.
Sundwall, Die kretische Linearschrift. Jahrbuch des kaiserl. deutsch. Archaeol. Inst. 30, 1915.
Kurt Sethe, Die neuentdeckte Sinaiinschrift und die Entstehung der semitischen Schrift. Gött. gel. Nachr. 1917.
Ueber die Entzifferung der meroitischen Inschriften vgl. F. Ll. Griffith, in „Areika" von Randall Mac Iver u. C. L. Woolley, University of Pennsylvania: Publications of the Egyptian Department of the University Museum. Eckley B. Cox jr. Expedition to Nubia. Oxford 1909.
Ueber die hethitische Schrift vgl. das betreffende Kapitel bei Hans Jensen, Geschichte der Schrift, Hannover 1925,
Ed. Meyer, Reich u. Kultur der Chethiter, Berlin 1914, S. 132 ff.
zu allen Entzifferungen außerdem: Ed. Meyer, Geschichte des Altertums, 2. Bd., 2. Auflage.

[4]) Ueber das Verfahren der Entzifferung vgl. Messerschmidt, a. a. O. S. 3 u. 4.

[5]) Der Stein von Rosette wurde 1799 von Soldaten der napoleonischen Aegyptenexpedition bei Schanzarbeiten im Nildelta gefunden. Vgl. Erman, Berl. Sitz.-Ber. S. 30 u. 32.

sich ein in zwei ägyptischen Schriftarten (der Hieroglyphen- und der demotischen Schrift) abgefaßter Priesterbeschluß nebst einer griechischen Uebersetzung befand, war die Möglichkeit der ersten, so außerordentlich folgenreichen Entzifferung gegeben. Aber die Schwierigkeiten waren trotz dieser Bilingue noch fast unüberwindlich. Durch eine spätantike Schrift, welche einem Manne Namens Horapollo zugeschrieben wird, hatte sich der Glaube festgesetzt, daß die Hieroglyphen „Symbole", d. h. Träger eines geheimnisvollen mystisch-religiösen Sinnes, nicht Schriftzeichen im gewöhnlichen Sinne seien. Es soll später auf diese Unterscheidung näher eingegangen und eine Begründung dafür versucht werden. Dieser Glaube hat gerade der Entzifferung der Hieroglyphen entscheidend im Wege gestanden, und nur schrittweise vermochte man sich davon frei zu machen. Nachdem man in Anlehnung an den griechischen Text die einzelnen Worte abgeteilt hatte, stellte der durch seine Forschungen auf dem Gebiete der Theorie des Lichts bekannte englische Arzt Th. Young zuerst den Namen P t o l e m a i o s fest, den er in einer ovalen Umrahmung an einer dem griechischen Text entsprechenden Stelle vermutete. Hier tat er den ersten Schritt zur Lösung des Problems. Denn er nahm an, daß wenigstens die fremden Eigennamen nicht in „Symbolen", sondern in Zeichen ausgedrückt sein mußten, denen lautliche Aequivalente entsprachen. Es dauerte noch lange und bedurfte vieler Irrwege, bis es endlich im Jahre 1822 Champollion gelang[6]), das Rätsel zu lösen. In langwierigen methodischen Studien hatte er schließlich in den beiden ägyptischen Kursivschriften: dem von ihm erst erkannten „Hieratischen" und dem Demotischen, Ableitungen aus der ältesten, monumentalen Schrift der Aegypter, den Hieroglyphen, zu erkennen und einzelne Hieroglyphen in ihrer Entwicklung bis hinunter ins Demotische zu verfolgen vermocht. Aus der Kontinuität der Schriftentwicklung glaubte Champollion auf eine ebensolche Kontinuität der s p r a c h l i c h e n Entwicklung in Aegypten schließen zu dürfen. Da nun in dem — durchgehends in griechischen Buchstaben geschriebenen — Koptischen, der Sprache des frühchristlichen Aegyptens, für bestimmte Laute demotische Schriftzeichen verwendet werden, und Champollion die diesen Lauten entsprechenden Zeichen in der H i e r o g l y p h e n s c h r i f t auffand, konnte er so mit Hilfe des Koptischen bestimmte Lautgruppen — vor allem waren es Flexionsendungen — als Aequivalente einzelner Hieroglyphen feststellen. Als er schließlich mit Hilfe der aus dem Koptischen und der aus den griechischen Eigennamen erschlossenen Zeichen auch zweifellos ä g y p t i s c h e Namen, wie Rhamses und Thutmosis, entzifferte, brach er endgültig mit jener Auffassung, die in den Hieroglyphen nur „Symbole" sehen wollte, und erkannte ihren

[6]) E r m a n, S. 34 ff.

Charakter als Schrift — ohne jedoch in den höchst komplizierten Aufbau dieser Schrift, in der beinahe alle Möglichkeiten der Gestaltung von Schriftsystemen von der Ideenschrift bis zur eigentlichen Buchstabenschrift nebeneinander vorliegen[7]), vollen Einblick zu gewinnen.

Wesentlich anders war der Weg, den Georg Friedrich Grotefend bei der Entzifferung der persischen Keilschrift einschlug. Ihm lag eine Inschrift aus Persepolis vor, die — wie man erkannt hatte —[8]) in drei verschiedenen Keilschriften abgefaßt war. Grotefend, der an diese Aufgabe übrigens nicht als Forscher, sondern infolge einer Wette heranging, machte sich die Ansicht Fr. Münsters zu eigen, der auf Grund der Fundumstände zu der Vermutung gekommen war, daß es sich um eine Inschrift von Perserkönigen aus der Achaemenidenzeit handeln müsse, welche in einer der Zendsprache ähnlichen Sprache abgefaßt sein dürfte. Die oberste der drei Inschriften umfaßte nur etwa 40 Zeichen, während die beiden unteren eine weit größere Anzahl aufwiesen. In der obersten Inschrift vermutete daher Grotefend — wie sich zeigte, mit Recht — ein unserm Alphabet ähnliches Schriftsystem, bei dem jedem Zeichen ein Laut zugeordnet sei. Die beiden andern Keilschriften hielt er — gleichfalls mit Recht — wegen der großen Anzahl ihrer Zeichen für Silben- oder Wortschriften. Auch wies er endgültig nach, daß alle drei Schriften, entgegen der sonst in orientalischen Schriften üblichen Gepflogenheit, von links nach rechts zu lesen seien. In Anlehnung an bekannte mehrsprachige Inschriften der späteren Perserkönige, der Sassaniden, glaubte Grotefend, auf bestimmte formelhafte Einleitungswendungen schließen zu dürfen, in denen die Worte „König" und „König der Könige" — kenntlich, weil gewisse Zeichengruppen so wiederkehrten, daß man sie als verschieden grammatische Casus ein- und desselben Wortes ansprechen durfte — vorkamen. Aus historischen Gründen erschloß er auch — im Wesentlichen richtig — die Namen der betreffenden Könige und gelangte nun mit Hilfe der ja aus griechischer, biblischer und zendsprachlicher Tradition bekannten Königsnamen zur Bestimmung des Lautwertes einzelner Zeichen. So gab er der nun einsetzenden weiteren Forschung die ersten Werkzeuge an die Hand. Völlig unabhängig von Grotefend kam ein Menschenalter später der englische Offizier Henry Rawlinson auf

---

[7]) Für alle Tatsachen, die die Art und den Aufbau einzelner Schriftsysteme betreffen, sei auf das Werk von Jensen verwiesen. Von älteren Arbeiten nenne ich:
Ph. Berger, Histoire de l'Ecriture dans l'Antiquité, Paris 1912,
Isaac Taylor, The Alphabet, London 1883,
Karl Weule, Vom Kerbstock zum Alphabet, Stuttgart 1915.

[8]) Messerschmidt, a. a. O. S. 5 ff.

Grund zweier anderer Texte mit ganz ähnlichen Gedankengängen zu fast genau denselben Ergebnissen.[9])

Bei der neu entdeckten Sinai-Inschrift konnte man zunächst überhaupt im Zweifel sein, ob man wirklich eine Schrift oder nur einzelne Hieroglyphen, ohne die Absicht einer Mitteilung spielerisch hingekritzelt, vor sich habe. Indes schon der Entdecker dieser Inschriften, Flinders Petrie [10]), erkannte an der mehrfachen Wiederkehr von fünf bestimmten Zeichen in derselben Reihenfolge, daß hier keineswegs eine bloße Spielerei, sondern tatsächlich ein Bedeutungssachverhalt, eine Schrift vorliegen müsse. Daß es sich um eine Buchstabenschrift handle, schloß A. Gardiner [11]), wie ehemals Grotefend [12]), aus der Anzahl der verwendeten Typen. Sethe [13]) legt dieser Schrift eine besondere historische Bedeutung bei: sie sei das „missing link", das die Abstammung der phoenikischen Buchstabenschrift aus den Hieroglyphen gewährleiste.

> Anm.: Weitere Untersuchungen, die sich, gerade an diesen Punkt anschließen [14]), weichen zwar in der Beurteilung und Einordnung der Sinaischrift teilweise von Sethe ab; für unser Problem ist aber allein wichtig, daße jede dieser Hypothesen die Sinaischrift in Verbindung mit anderen Schriften bringt, sei es, wie Jensen es tut, die kretische Linearschrift, sei es die Alt-Thamudische (eine südsemitische) Schrift.[15])

Die Versuche Gardiners, zu einem Verständnis des Lautwertes der einzelnen Zeichen zu kommen, beruhen auf Schlüssen, die er aus den Fundumständen und aus der Aehnlichkeit der Sinai-Zeichen mit denen des späteren semitischen Alphabets zog. Hier, wie übrigens bei den Hieroglyphen selbst, sowie bei der meroitischen Schrift [16]) stand die Schreib-

---

[9]) Ueber den Unglauben, dem die Resultate der neubegründeten „Assyriologie" noch lange begegneten, vgl. A. v. Gutschmid, Die Assyriologie in Deutschland. Neue Beiträge zur Geschichte des alten Orients. Leipzig 1876;
Messerschmidt, a. a. O. S. 13 ff.

[10]) Researches in Sinai, London 1906. S. 129 ff.

[11]) The Egyptian Origin of the Semitic Alphabet. Journal of Egyptic Archeology, Vol. 3, S. 1, deutsch wiederholt in ZDMG. 77.

[12]) a. a. O. S. 449.

[13]) Uebersicht bei H. Jensen, O. L. Z. 1928, S. 650 ff.

[14]) Herbert Grimme, Die Lösung des Sinaischrift-Problems. Die Alt-Thamudische Schrift. Münster 1926.

[16]) Meroitische Schrift: eine aus der ägyptisch-demotischen entwickelt kursive Buchstabenschrift, im 2.—4. Jh. n. Chr. auf der von den Quellflüssen des Nil gebildeten Halbinsel Meroe gebraucht, ferner eine dort zur selben Zeit gebrauchte Buchstabenschrift in Hieroglyphen.
Vergl. F. Ll. Griffiths, Meroitic Inscriptions 1, 19. Memoir of Archeologic Survey of Aegypt. London 1911.

richtung keineswegs so fest, wie wir es von unserer rein rechtsläufigen Schrift gewöhnt sind. Aus dekorativen Gründen konnte bei der Verwendung der Schrift auf Monumenten die Schreibrichtung ohne weiteres gewechselt werden.

Die kyprische Silbenschrift konnte mit Hilfe einer kyprisch phoenikischen Bilingue entziffert werden, nachdem G. Smith aus zwingenden Gründen geschlossen hatte, daß hier ein griechischer, kein semitischer Dialekt vorliegen müsse. Interessant an der Geschichte dieser Entzifferung ist ein völlig verfehlter Versuch von Röth[17]), die kyprische Silbenschrift nur auf Grund ihrer Aehnlichkeit aus dem phoenikischen Alphabet zu verstehen.

Die kretische Schrift trotzt vorläufig noch jedem Versuch einer wirklichen Entzifferung. Zwar vermag man in den Aufbau dieser Schrift, in das Verhältnis von rein ideographischen und von phonetischen Elementen einen ungefähren Einblick zu gewinnen, zwar konnte Evans[18]) erkennen, daß sich die zwei späteren kretischen „Linearschriften" A und B unabhängig voneinander aus der ältesten bekannten kretischen Schrift entwickelt haben müßten, auch vermochte besonders Sundwall aus den Fundumständen und aus dem Bildcharakter der kretischen Hieroglyphen einzelne Maß- und Gegenstandszeichen festzustellen, doch hindert der Mangel einer Bilingue vorläufig noch das Eindringen in die Sprache der Kreter und damit das Verständnis des Lautwertes und der Bedeutung der Schriftzeichen.

Auch die Entzifferung des Hethischen gelang bisher noch nicht mit Sicherheit, weil sich bisher noch keine Bilingue für das Hethische gefunden hat. Zwar kann man die in babylonischer Keilschrift abgefaßten Texte lesen[19]), doch ist es bisher nicht möglich gewesen, die sprachliche Zugehörigkeit der verschiedenen unter dem Namen „hethitisch" zusammengefaßten Idiome in allen Fällen mit Sicherheit zu bestimmen. Die hethitische Hieroglyphenschrift dagegen ist bisher noch nicht einmal so weit wie die kretischen Bilderschriften erforscht, viel weniger in sprachlicher Hinsicht verstanden worden Ausgangspunkt für eine Entzifferung der hethitischen Sprachdenkmäler sind — wie immer — Eigennamen, die ja aus ägyptischen, babylonisch-assyrischen und aus biblischen Texten bekannt sind, ferner die sumerisch-akkadischen Ideogramme in den hethitischen Keilschrifttexten, die ja ihrem Sinne nach aus dem Babylonisch-Assyrischen bekannt[20]), aber nicht an eine feste lautliche Ausdrucksform gebunden

---

[17]) Brandis, a. a. O.

[18]) Scripta Minoa 1, 8. 234—242.

[19]) Ed. Meyer, Geschichte des Altertums 2, 1. Zweite Aufl. 1928, S. 4 ff.
Otto Weber, Ueber den Stand unserer Arbeiten an den Keilschrifttexten aus Boghazköi. MDOG. 56. 1915.

[20]) Eb. Schrader, ZDMG. 26, S. 14 ff.

sind, die also ursprünglich sumerisch, dann von den Babyloniern babylonisch und von den Hethitern hethitisch gelesen wurden.

Bei der Entzifferung fremder Schriften handelt es sich um eine besondere Art des Lesens: der Entzifferer muß zwar auch — wie beim gewöhnlichen Lesen — den Sinn des ihm vorliegenden Textes an Hand der Schriftzeichen erfassen, aber anders als beim gewöhnlichen Lesen kennt er in der Regel weder die Sprache, in welcher sein Lesestück abgefaßt ist, noch die Art und Weise, wie diese Sprache in der Schrift fixiert ist. Beides muß er aus seinem Text erst erschließen. Entziffern ist also ebensowohl eine besondere Art des Uebersetzens, als auch — und dies ist der Gegenstand der vorliegenden Untersuchung — eine besondere Art des Lesens. Es lassen sich daher am Sachverhalt der Entzifferung fremder Schriften schärfer und ausdrücklicher die Probleme herausstellen, die in dem jedermann vertrauten und selbstverständlich scheinenden Lesen gegeben sind, und die gerade weil das Lesen in der eigenen oder in einer vertrauten Fremdsprache den meisten Menschen so geläufig ist, dabei weniger deutlich hervortreten. Denn Lesen heißt: sich gemäß dem im Text vorliegenden System von Schriftzeichen verhalten. Nichts anderes ist die Aufgabe des Entzifferers fremder Schriften. Indem er aber nicht nur nach dem Inhalt, d. h. nach dem Sinn seines Textes fragt, sondern zugleich nach der Art, wie dieser Sinn ausgedrückt und das Ausgedrückte in der Schrift fixiert ist, besinnt er sich auf den Zusammenhang überhaupt, in dem Sinn, Ausdruck und Bezeichnung stehen. Das heißt: er stellt das Problem des Zeichens in seinem ganzen Umfang, nicht immer ausdrücklich und mit der bewußten Absicht theoretischer Erörterung, aber doch der Sache nach.

Der Versuch, einen Beitrag zur Theorie des Zeichens gerade am Sachverhalt der Entzifferung von Schriften zu gewinnen, läßt sich also deswegen rechtfertigen, weil sich hier an einem verhältnismäßig leicht abzugrenzenden Sondergebiet dennoch jener größere Problemkreis mit allen seinen Ausblicken und Verzweigungen aufrollen und dem Versuch einer Klärung zuführen läßt. An dem vorliegenden Material soll nun aufgezeigt werden, was es heißt, sich einem Schriftsystem gemäß zu verhalten, d. h. es sollen die Faktoren erörtert werden, die die eigentümliche Gegebenheit des Gegenstandes „Schrift" bedingen.

Es ist unmöglich, von Schriften zu sprechen, wenn nicht zugleich auch von Sprachen die Rede ist. Es wird immer „in einer Sprache geschrieben". Andererseits gehört durchaus nicht zu jeder Sprache auch tatsächlich eine Schrift, es gibt vielmehr eine große Anzahl von Sprachen, die erst nach jahrhundertelanger mündlicher Ueberlieferung die Schrift anwandten. Häufig wurden auch Schriften, die einem entwickelten Kulturbereich angehörten, auf Sprachen übertragen, zu denen sie ihrer Struktur nach gar nicht paßten: so ist die „semi-

tische" Keilschrift von den vorsemitischen Bewohnern des Zweistromlandes, den Sumerern, übernommen und nicht ohne Gewaltsamkeit den Bedürfnissen der semitischen Sprachen angepaßt worden.[21]) Das Aufkommen der Schrift bei einer Sprachgemeinschaft wird nun regelmäßig als ein „Fortschritt der Kultur" gewertet. Es erhebt sich daher die Frage, was uns berechtigt, trotz der engen Verbindung von Sprache und Schrift doch eine gesonderte Betrachtung der Schrift vorzunehmen, und welcher Art die Beziehungen der Schrift zur Sprache und weiterhin zur „Kultur" sind. Die Frage muß also gestellt werden, wie sich das allgemeine Prinzip gegenständlicher Bestimmtheit in dem besonderen Gegenstand „Sprache" abwandelt, und aus dieser Abwandlung muß sich der Ansatzpunkt für die nähere Bestimmung der Schrift gewinnen lassen. Es kann sich dabei nicht um eine Untersuchung von tatsächlichen psychologischen oder historischen Zusammenhängen handeln; vielmehr soll der Begriff der Schrift, also die Möglichkeit solcher Zusammenhänge untersucht werden.

Einer Bestimmung des Begriffs der Sprache stellen sich eigentümliche Schwierigkeiten entgegen. Denn es kreuzen sich hier mannigfache Geltungsbezüge: Sprache ist Sprechen, also individueller Ausdruck, welcher an physiologisch bestimmbare Sachverhalte gebunden ist[22]), und sie ist das System der Sprachen, abgeschlossener, historischer Gegebenheiten, die zwar voneinander unterschieden, aber nicht isoliert sind, und die in mehr oder minder nahen „Verwandtschaftsbeziehungen" stehen. Die Forderung, auf welcher alle Sprachwissenschaft beruht, daß man nämlich in jede Sprache und aus jeder Sprache müsse übersetzen können, ist der allgemeinste theoretische Ausdruck dieser Verwandtschaft. Aber auch die Sprachen sind nur relativ abgeschlossen: sie entwickeln sich fort, sie „leben", denn daß eine Sprache „tot" sei, kann von ihr nur ausgesagt werden, weil man ihr ein „Leben" zumuten kann. Der Begriff der Sprache umfaßt also das sprechende Individuum, sowie die Sprachen, zugleich als Norm individuellen Ausdrucks und selbst als Individuen. Diese Eigentümlichkeit findet ihre Berücksichtigung im Verfahren der Sprachwissenschaft: die Ansetzung eines Paradeigma, der „Ursprache", die man, zwar nicht mehr als reale Gegebenheit, doch als Arbeitshypothese, innerhalb der Sprachwissenschaft nicht entbehren kann, kommt in der historischen Forschung nur noch da vor, wo es

---

[21]) vergl. Hommel, Meißner, Messerschmidt a. a. O.

[22]) Es gibt einen Zweig der Sprachwissenschaft, der sich nur mit der Art der Erzeugung und der Unterscheidung der Laute — der von menschlichen Sprachwerkzeugen hervorgebrachten Schälle — befaßt: die Phonetik. Durch die Unterscheidung, die man zwischen Sprachphysiologie und Phonetik macht, ist angedeutet, daß auch der „bloße Laut" durch die Methoden der Naturwissenschaft allein nicht bewältigt wird.

sich um den „Ursprung" der Menschheit oder um den „Ursprung" der Schrift handelt, also um Probleme, die mit dem der Sprache, wie sich noch zeigen wird, in engster Beziehung stehen.

Damit ist angedeutet, daß der Laut, der von menschlichen Stimmwerkzeugen hervorgebrachte Schall, unter eine neue Bestimmtheit treten muß, wenn er zur „Sprache" werden soll: er muß etwas b e d e u t e n, es muß mit seiner Erzeugung etwas g e m e i n t sein, anders ausgedrückt: er muß Träger eines S i n n e s sein. Das ist nicht so zu verstehen, als ob der Sinn nachträglich zum Laut hinzugetan würde und ihn so zur Sprache machte. Beide Faktoren in unauflöslichem, funktionalem Zusammenhang [23]) machen vielmehr erst den sprachlichen Ausdruck aus. Es gibt keine schlechthin sinnfremden oder sinnlosen Laute, wie es auch keinen schlechthin wortfremden Sinn gibt.[24]) Denn wenn Laute akustische Phaenomene sind, die von menschlichen Sprachwerkzeugen w i l l k ü r l i c h hervorgebracht werden, so werden sie immer in der Absicht einer Aeußerung, also bedeutungshaft, in Beziehung auf einen möglichen Sinn, hervorgebracht. Auch der scheinbar unwillkürlich, etwa als Reaktion auf einen plötzlichen Schreck oder Schmerz ausgestoßene Laut ist sinnvoll, sofern er als A e u ß e r u n g dieses Schrecks oder Schmerzes betrachtet wird; erst mit Rücksicht auf diese Betrachtung nennt man ihn überhaupt „Laut" — und unterscheidet ihn so von r e i n akustischen Phaenomenen.[25]) Der Sinn ist also das Kriterium, das den Ton zum Laut macht, und die Aussage, ein Lautkomplex sei sinnlos, kennzeichnet sein Unterworfensein unter das Kriterium des Sinnes.[26]) Ja, es muß von einem Lautkomplex geradezu gesagt werden können, er sei sinnvoll oder sinnlos. Experimente, wonach „zunächst" sinnlose Lautkomplexe „nach einer gewissen Zeit" mit Sinn erfüllt werden, widersprechen diesen theoretischen Erwägungen nicht. Denn „zunächst" und „nach einer gewissen Zeit" bedeutet nicht, daß ein neuer Faktor auftritt, der vorher noch nicht da war. Wäre es so, so wäre der Sinn eine Naturtatsache, Sprache ein Naturvorgang und Sprachwissenschaft experimentelle Naturwissenschaft. Sondern es bedeutet, daß im Verhältnis von Sinn und Laut eine specifische Zeitbeziehung waltet, deren Eigen-

---

[23]) R i c h a r d H ö n i g s w a l d, Die Grundlagen der Denkpsychologie. 2. Aufl., Leipzig und Berlin 1925, S. 191.

[24]) vergl. die Bemerkungen von H. Ebbinghaus und von G. E. Müller über das Lernen und die Reproduktion sinnloser Silben und die dabei angewandten „Hilfen": Ebbinghaus, Ueber das Gedächtnis, S. 32. Leipzig 1885.
G. E. M ü l l e r, Zur Analyse der Gedächtnistätigkeit und des Vorstellungsverlaufes. 3. Teil, S. 13 ff. (Zeitschrift für Physiologie und Psychologie d. Sinnesorgane. 8. Ergänzungsband. 1913).

[25]) H ö n i g s w a l d, Vom Problem des Rhythmus, 1926. S. 10.

[26]) H ö n i g s w a l d, Prinzipienfragen d. Denkpsychologie. 1913. S. 22.

art an einem späteren Punkt der Untersuchung darzustellen sein wird. Die Frage aber, ob es andererseits nicht einen Sinn geben könne, der nicht an einen Träger, nicht an Laut- und Wortkomplexe gebunden sei, erfordert eine tiefergehende Erörterung des Faktors „Sinn", die in ihrem Verlauf auch zur Auflösung des scheinbaren Gegensatzes zwischen der Sprache als aktueller Ausdrucksfunktion und als historischer Gegebenheit, sowie des gesamten hier berührten Problemkomplexes führen muß.

Das Problem der Sprache hat sich als das des Sinnes herausgestellt.[27]) Es ist in seinem ganzen Umfang bereits von Wilhelm v. Humboldt mit äußerster Prägnanz beschrieben worden.[28]) Allerdings verzichtete Humboldt noch darauf, das „kaum irgend eine Aufklärung erlaubende Dunkel" lichten zu können, in welches „Art und Gründe der Verbindung" von „Lautform" und dem „von ihr zur Bezeichnung der Gegenstände und Verknüpfung der Gedanken gemachten Gebrauch" gehüllt seien.[29]) Mit diesen Worten ist die eigentümliche Komplexion im Moment des Sinnes — denn diesen meint Humboldt hier — angedeutet. Die „Lautform" tritt unter eine neue Bestimmtheit: sie wird zu etwas gebraucht, es wird etwas gemeint und das Gemeinte im Wort ausgedrückt, kurz, der Laut wird Sprache. Indem aber Humboldt „Bezeichnung von Gegenständen und Verknüpfung von Gedanken" als die Absicht des Gebrauchs der „Lautform" nennt, weist er auf einen weiteren Umstand hin, der in diesem Kreise von Motiven zu berücksichtigen ist: auf die Einschränkung, die der „Gebrauch der Lautform" durch eine nach Maßgabe bestimmter Kriterien bindende Norm erfährt. Denn wenn auch Humboldt an dieser Stelle noch nicht ausdrücklich von Objektivität spricht, so liegt doch in seinem Gedankengang die Voraussetzung beschlossen, daß es sich bei der „Bezeichnung von Gegenständen und der Verknüpfungen von Gedanken" nicht um einen Akt bloßer Willkür handeln könne, sondern daß diesem Akt ein gewisser Normcharakter zukomme. Normcharakter aber kann nur haben, was in irgend einer Weise den allgemeinen Gedanken der Geltung repräsentiert. Es steht also das Verhältnis von Sinn und Geltung — oder was das-

[27]) Für das Folgende dienen als Grundlage:
Hönigswald, Prinzipienfragen; Grundlagen; Rhythmus; ferner die in den Jahren 1924—29 an der Universität Breslau abgehaltenen Vorlesungen und Uebungen.
Julius Stenzel, Sinn, Bedeutung, Begriff, Definition. Ein Beitrag zur Frage der Sprachmelodie, Jahrb. f. Philologie 1, 1925.
Moritz Löwi, Kolleg über d. Philosophie der Sprache, gelesen an der Universität Breslau im Sommersemester 1928.

[28]) Wilhelm v. Humboldt, Ueber die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaus und ihren Einfluß auf die geistige Entwicklung des Menschengeschlechts. Gesammelte Schriften, (Akad Ausgabe, Abt. 1, 6, 1. S. 126 ff.)

[29]) a. a. O. S. 151.

selbe besagt — von Sinn und gegenständlicher Bestimmtheit zur Diskussion.

Sinn ist die ursprüngliche Einheitlichkeit in sich, die jedem Erlebnis im Erleben zukommt. Alles, was tatsächlich erlebt wird, wird als in sich bestimmt, als von anderen Erlebnissen im Erleben unterscheidbar, kurz, als etwas Ganzes und — relativ — Abgeschlossenes erlebt. Sonst wäre alles Erleben ein unentwirrbares Durcheinander verschwommener Elemente, und die Frage: „Was wird erlebt?" könnte niemals gestellt werden.[30]) Erleben ist aber immer auch zugleich ein Wissen um dieses Erleben, auch wenn auf dies Wissen nicht ausdrücklich reflektiert wird. Als Wissen um ein Erleben ist es selbst immer von vornherein in seiner Richtung festgelegt. So ist jedes Erleben gegliedert in eine „subjektive" und in eine „objektive" Komponente, die doch wieder in der der Einheit des erlebenden Bewußtseins aufgehoben sind. Mit Beziehung auf den Sinn gesagt: Sinngehalt und Sinnerzeugung in unauflöslicher Verknüpfung zeigen sich als die oberste Form allen Erlebens, alles Psychischen.

Es würde den Aufgabenkreis dieser Untersuchung weit überschreiten, die Folgerungen, die sich aus diesem Sachverhalt ergeben, in allen ihren Ausblicken auch nur anzudeuten. Es können nur die für ihren Fortgang wichtigen Momente herausgehoben werden.

Die Frage nach der Gegenstandsbestimmtheit des Sinnes ist die Frage, in welcher Weise im Sinn das Prinzip der Identität seinen Ausdruck findet. Da Identität, eindeutige Bestimmtheit, in jedem Versuch, sie aus andern Prinzipien herzuleiten, schon selbst wieder vorausgesetzt ist — denn sonst wäre er überhaupt nicht als ein solcher Versuch von andern Denkakten zu unterscheiden — ist sie „letztes" Prinzip. Einen Sachverhalt auf das Prinzip der Identität zurückzuführen, heißt daher, seine spezifische Gegenstandsbestimmtheit aus letzten Bedingungen erkennen.

Kant hat in der Kritik der reinen Vernunft die Frage nach der „Möglichkeit" letzter Bedingungen gestellt und damit nach dem Recht, Begriffe von Gegenständen auf sie zu gründen. Aller Erkenntnis, so geht sein Gedankengang, liegt eine Verknüpfung von Mannigfaltigem in einer Einheit zugrunde. Was immer auch „gegeben" ist, wird anschaulich oder begrifflich als Eines erfaßt und damit von andern anschaulichen und begrifflichen Einheiten zugleich abgesondert und mit ihnen in Beziehung gebracht. D. h. es unterliegt einer Ordnung, die selbst etwas grundsätzlich Anderes sein muß, als das durch sie Geordnete. Diese Ordnung des Mannigfaltigen, diese seine Verknüpfung in Relationszusammenhängen macht seine Bestimmtheit aus. Die Funktion dieser Verknüpfung, in Kants

---

[30]) Hönigswald, Prinzipienfragen, S. 22.

Sprachgebrauch der Synthesis, ist überall da bereits vorausgesetzt, wo von irgend welchen „letzten Bewußtseinselementen" die Rede ist. Denn „wo immer das Bewußtsein eine Mehrheit von Eindrücken als einheitliche Vorstellung auffaßt, hat es ihre Einheit selbst erzeugt".[31]) Die durchgängige Einheit des Bewußtseins, wie Kant sagt, die „transzendentale Apperception"[32]) ist also Voraussetzung aller Synthesis, d. h. aller Erkenntnis. Sofern das allgemeine Prinzip der Synthesis, oder wie man jetzt auch sagen darf, der Bestimmtheit, in den verschiedenen Geltungsgebieten seine spezifische Abwandlung erfährt, heißt es „Urteil". Es verhält sich also alle Erkenntnis gemäß der Gesetzlichkeit des Urteils, und man hat ein Recht zu sagen, ein Sachverhalt sei auf seine Bedingungen zurückgeführt, wenn er auf den Begriff des Urteils zurückgeführt ist. Die Frage nach dem Verhältnis des Sinnes zum Gedanken gegenständlicher Bestimmtheit spezialisiert sich daher zu der Frage nach dem Verhältnis des Sinnes zum Begriff des Urteils.

In der Kopula des Urteils, dem „logischen Prädikat", ist ausgedrückt, daß im „logischen Subjekt" Mannigfaltiges zu einer Einheit gebracht und daß diese Einheit nicht willkürlich ist. D. h. sie kann zwar anerkannt werden, bedarf aber zu ihrem Bestande dieser Anerkennung nicht, kurz, sie gilt. Daß aber der Synthesis, die diese Einheit gestiftet hat, eine wirkliche Erkenntnisleistung zukommt, ist nach formalen Kriterien nicht zu entscheiden. A und B — die Elemente des „logischen Subjekts" müssen richtig zusammengebracht sein, damit das „est" des Urteils einen Geltungssachverhalt ausdrücken kann. Der Begriff des logischen Subjekts als eines inhaltlich bestimmten Ganzen, das im logischen Prädikat als in bestimmter Weise geltend erfaßt wird, involviert also notwendig den tatsächlich vollzogenen Denkakt und damit den Sinn. Denn aus allem Mannigfaltigen einiges als zusammengehörig erfassen und es als Ganzes herausheben, ist nicht mehr bloß „Möglichkeit" des Vollzugs. Sondern Auswahl, Setzung von etwas als Ganzheit ist immer tatsächliches Erleben. Sofern der Gedanke der Identität, das Prinzip letzter gegenständlicher Bestimmtheit sich im Urteil darstellt, umschließt es ebenso Denken wie Denkbarkeit, Sinn wie Geltung. „Das Ich denke muß nicht nur alle meine Vorstellungen begleiten können"[33]), sondern es muß sie auch tatsächlich begleiten. Wenn Kant im „Bewußtsein überhaupt", in der „transcendentalen Apperception", also in der in allem Anschauen und Denken schon vorausgesetzten Einheitlichkeit und αὐτότης des Bewußtseins die Bedingung aller Synthesis

[31]) Julius Guttmann, Kants Begriff der objektiven Erkenntnis. 1911. S. 25.
[32]) Kr. d. r. V. 1. Aufl. S. 116; 2. Aufl. S. 133
[33]) Kr. d. r. V. S. 131/2.

aufzeigt [34]), so zeigt er den Punkt, wo die Prinzipien des Gegenstandes sich als die Prinzipien seiner Erkenntnis erweisen.[35])

Indem aber der Begriff der Geltung an richtiges Zusammenbringen von Elementen geknüpft erscheint, eröffnet sich ein weiterer Ausblick: alle jene Bezüge, die den Begriff gegenständlicher Bestimmtheit ausmachen, schließen sich — man möchte sagen, auf höherer Ebene — zusammen in einem Sachverhalt, der zugleich ihre Einheit und ihre Differenziertheit repräsentiert: im Prinzip der Idee.[36])

Denn was als richtig bezw. als wahr oder falsch erkannt wird, wird beurteilt mit Rücksicht auf den Zusammenhang aller Erkenntnis; es wird gleichsam sein „noetischer Ort" in einem Bezugssystem bestimmt. Das gilt für alle Erkenntnis, sowohl für das einzelne Urteil, welches als Schluß in einen Begründungszusammenhang vieler Urteile oder als Bestimmungsmoment in die Einheit des Begriffes eingeht, als auch für die größeren Einheiten, mag man sie Begriffe, Gegenstände, Methoden nennen, welche ihre Bestimmtheit im Ganzen aller Methoden, in der Einheit aller Geltungsbezüge empfangen. Dieses „Ganze" aber, oder eher die Notwendigkeit, ein solches „Ganzes" als „Regulativ" jeder Einzelbestimmung anzusetzen, nennt man Idee.

In der Idee läßt sich also das Verhältnis von gegenständlicher Bestimmtheit und Sinn überschauen: was gültig, was durch das „est" des Urteils ausgezeichnet ist, muß logisches Subjekt, muß tatsächlich gedacht, muß also Sinn sein. Aber was als Sinn erfaßt ist, ist darum noch nicht gültig. Es ist eine Vorstufe des Gültigen, in steter Beziehung auf Gültiges, doch erst, wenn es an einem Kriterium gemessen, wenn es als „richtig zusammengebracht" befunden ist, erhält es den Index des Gültigen.[37]) Sinn ist also niemals geltungsindifferent.[38]) (Mit dem „wenn" ist — dies gegen einen etwaigen Einwand —

---

[34]) Guttmann, a. a. O. S. 27.
Kr. d. r. V. 1. Aufl. S. 116: „Wir sind uns a priori der durchgängigen Identität unserer selbst in Ansehung aller Vorstellungen, die zu unserem Erkenntnis jemals gehören können, bewußt als einer notwendigen Bedingung der Möglichkeit aller Vorstellungen (weil diese in mir doch nur dadurch etwas vorstellen, daß sie mit allem andern zu einem Bewußtsein gehören, mithin darin wenigstens müssen verknüpft werden können . . .)"

[35]) Guttmann, a. a. O. S. 39 ff.

[36]) vgl. Br. Bauch, Die Idee. 1926.
vgl. Br. Bauch, Wahrheit, Wert und Wirklichkeit. 1923.
Hönigswald, Vom Problem der Idee. Logos 1926.

[37]) Hier wäre z. B. das Problem des Geisteskranken zu exponieren, der zwar seine in sich sinnvolle Welt hat, aber diese Welt nicht mit der des Gesunden in Uebereinstimmung zu bringen vermag. Vergl. Hönigswald, Philosophie u. Psychiatrie. Archiv für Psychiatrie und Nervenkrankheiten. 87, 5. 1929.

[38]) Vgl. Hönigswald, Grundlagen, S. 97 ff.; Prinzipienfragen, S. 22 u. 98.

kein zeitliches, sondern ein logisches Verhältnis gemeint). Der Sinn repräsentiert aus diesen Gründen zwar das Gefüge gegenständlicher Bestimmtheit, aber er tut es auf besondere Weise: er ist immer zugleich Erlebnisgehalt und Erleben; er genügt wohl der Norm der Geltung, aber er ist durch die Norm der Geltung nicht ausreichend definiert: sein Begriff gründet sich auf den des Erlebens, schließt ihn nicht nur — wie der der Geltung — ein. Das Gefüge gegenständlicher Bestimmtheit abgebildet auf das Moment des Sinnes aber ist Kultur.

Was aber heißt „abbilden"? Das Prinzip der Identität, der allgemeine Gedankengang der Gegenständlichkeit, hatte sich nicht als letzte, weiter nicht mehr aufzulösende Gegebenheit, sondern als ein eigentümlicher Gliederungssachverhalt dargestellt, sowohl in der Form des sich immer wieder selbst begründenden Gedankens der Bestimmtheit, als auch in der des „Ich weiß, daß ich weiß . . ." Der Begriff des Urteils, sofern er auf die „Idee" verweist, hatte ermöglicht, in beiden Momenten nicht zwei „letzte" Prinzipien zu sehen, sondern sie als ein- und denselben Sachverhalt von verschiedenen Gesichtspunkten her betrachtet zu erkennen. Nun ist aber das „Ich weiß, daß ich weiß . . ." ein Prinzip der Ordnung von Erlebnissen im Erleben. Es ist also das Prinzip eines zeitlichen Prozesses. Denn Ordnung von Erlebnissen im Erleben ist Ordnung ihres Ablaufes. D. h. das Erlebnis A muß vor B auftreten und nicht umgekehrt. Es könnte aber von einer Reihenfolge der Erlebnisse, von ihrem gesetzmäßigen Nacheinander überhaupt nicht die Rede sein, wenn nicht zugleich mit dem Ablauf jedes einzelne Moment, sowie das Ganze der Reihe im Erleben gegenwärtig wären. Das „Bewußtsein überhaupt", das Ich als die oberste funktionale Einheit aller Synthesis, ist also nur faßbar in Verhältnissen der Zeit. Denn Ablauf, Ordnung von Momenten in einer Aufeinanderfolge, sowie das Zusammenfassen dieser Aufeinanderfolge in einem Ganzen — mit einem Ausdruck, der in späteren Zusammenhängen noch wiederkehren wird, ihre Gestaltung — ist ja eben die Ordnung „Zeit" in ihrer zwiefachen Ausprägung als der Gedanke immerwährenden, gleichmäßigen Verfließens und als Vergegenwärtigung, Präsenz.[38])

Es ist wohl daher nicht zu viel gesagt, daß jegliche Bestimmtheit sich in zeitlichen Verhältnissen entfalten müsse. Dies ist in dem so dunklen Schematismuskapitel der Sinn des Kantischen Gedankens von der Zeit, der „Form des inneren Sinnes", als dem „transcendentalen Schema" aller Erschei-

[38]) Ueber den Begriff der Präsenz vgl. Hönigswald: Prinzipienfragen, Grundlagen, Rhythmus.

nungen,[40]) das auch die Objekte des äußeren Sinnes umfasse. Das Gefüge gegenständlicher Bestimmtheit auf das Moment des Sinnes „abbilden", heißt also, es unter die Zeitform des Sinnes bringen.

Die Zeitform des Sinnes aber, das ergibt sich jetzt leicht aus dem bisher Gesagten, ist eben die Präsenz. Denn wenn der Sinn die Bestimmtheit von Erlebnissen i m Erleben ist, so ist er ja doch nichts anderes als die Vergegenwärtigung einer Reihe von Vorstellungen als eines Ganzen, also Funktion der Präsenz. So ist also Präsenz die Form j e g l i c h e n Erlebens, und Psychologie, Wissenschaft vom Erleben, durch den Begriff der Präsenz definiert. Und von dieser Einsicht aus zeigt sich auch, daß die Aussage, etwas sei sinnlos, niemals besagt, daß es aus dem Erlebniszusammenhange herausfalle. Es kann vielmehr nur besagen, das seine Eingliederung in diesen Zusammenhang noch nicht vollzogen worden sei.

Ist aber der Sinn durch den Begriff der Präsenz definiert, so muß er in einer eindeutigen Beziehung auch zu dem Begriff der „verfließenden", der meßbaren Zeit stehen. Denn Präsenz und meßbare Zeit sind — das ergibt sich aus dem Vorangegangenen — mehr als nur Wechselbegriffe; sie sind zwei Seiten einund desselben Sachverhalts. Nun ist aber die „verfließende" Zeit die Grundlage eines Teilsystems aller Erkenntnis, der E r f a h r u n g. Denn in dem Gedanken des Fließens, genauer gesagt, des Wechsels und der Veränderung, ist notwendig die Forderung beschlossen, daß e t w a s bleibe, woran Wechsel und Veränderung überhaupt erst erkennbar sein können. Damit ist der Gedanke des Erfahrungsgegenstandes eingeführt, d. h. eines Gegenstandes, der in den Zeitmomenten . . . Z . . . Z' . . . Z'' . . . Z''' . . . als immer d e r s e l b e beharrt. An diesem Beharrenden bestimmt sich das Nacheinander, also der spezifische Ordnungscharakter der Zeitreihe, ebenso wie sich erst in diesem Nacheinander, in Wechsel und Veränderung das Beharren als solches erweist. Der Forderung, daß etwas in der Zeit beharre, trägt der Gedanke der Substanz Rechnung. Substanz ist also die besondere Form des allgemeinen Prinzips der Identität für die Erfahrung. Hiermit ist ausgedrückt, daß, sofern von Zeit für die E r f a h r u n g geredet wird, eine bestimmte Anzahl von Zeitmomenten über substantial bestimmten Sachverhalten verstreichen muß. D. h. man spricht solchen Sachverhalten eine E r s t r e c k u n g zu, die eben durch die Zahl der über ihnen

[40]) Kr. d. r. V. S. 185: „Hieraus erhellt nun, daß der Schematismus des Verstandes durch die transcendentale Synthesis der Einbildungskraft auf nichts anderes als die Einheit alles Mannigfaltigen der Anschauung in dem inneren Sinne und so indirekt auf die Einheit der Apperception als der Funktion, welche dem inneren Sinn (einer Receptivität) korrespondiert, hinauslaufe. Also sind die Schemate der reinen Verstandsbegriffe die wahren und einzigen Bedingungen, diesen eine Beziehung auf Objekte, mithin B e d e u t u n g zu verschaffen."

verstreichenden Zeitmomente gemessen wird. Diese werden also, wenn man sie als Maßwerte betrachtet (d. h. die Zahlenreihe auf sie abbildet), als rein quantitative Einheiten in einem gliederungslosen Continuum betrachtet[41]), welche nur durch ihre Stelle in diesem Continuum voneinander verschieden sind. Substantial Bestimmtem eine Erstreckung in der Zeit zusprechen, heißt also, ihm dadurch eine Stelle in der Zeit zusprechen, daß man es in eine notwendige — weil aus dem Charakter der Zeitreihe selbst folgende — Beziehung mit anderem substantial Bestimmtem bringt. Diese Beziehung heißt Kausalität. Daß das einzelne substantial Bedingte innerhalb der Zeitreihe eine bestimmte, durch Maßwerte erfaßbare Strecke einnimmt, nennt man sein Dasein.[42])

Die Beziehung, die zwischen substantial Bedingtem waltet, wenn es zu gleicher Zeit da ist, ist nicht mehr Kausalität, gesetzmäßige Abfolge, sondern sie erfordert eine Modifikation des Zeitbegriffes als der Möglichkeit überhaupt dafür, daß Gegenstände existieren. Diese Abwandlung heißt Raum. „Der Raum ist die Möglichkeit der Coexistenz von Gegenständen". Er trägt daher die Merkmale der Zeit: gliederungslose Kontinuität als Voraussetzung jeder Größen-, d. h. jeder diskreten Bestimmtheit an sich. Raum und Zeit als „Reine Anschauung" sind daher die Voraussetzungen jeder empirischen Ganzheit, und Mathematik, als die Gesetzlichkeit extensiver Größen wird definiert durch Reine Anschauung. Nicht alle Gegenstände sind daher im Raum, sondern nur die durch ihr Zugleichsein mit andern Gegenständen charakterisierten, d. h. die der Natur.

Wenn der Raum seinem Begriffe nach auch nicht ohne den Begriff der Zeit zu erfassen ist, so hat er dennoch in seiner funktionalen Abhängigkeit von der Zeit einen gewissen Eigenwert: als ein besonderes Prinzip der Ueberschaubarkeit ermöglicht er eine eigene Wissenschaft, die Geometrie. Geometrie ist Wissenschaft von den möglichen Beziehungen von Stellen im Raum. Was eine Stelle im Raum hat, ist, das kann man jetzt ohne weiteres sagen, Erfahrungsgegenstand. Geometrie hat also für die Erfahrung den Charakter einer Ordnungswissenschaft: sie steht zur Erfahrung, wie die allgemeine Methodenlehre zu allen Gegenstandsgebieten, und daß sie

---

[41]) Ernst Cassirer, Substanzbegriff und Funktionsbegriff. Seite 390/1. 1923.

[42]) Damit ist noch nichts darüber entschieden, wann, d. h. zu welcher Zeit ein Ereignis stattfindet. Das wäre eine Zeitbestimmung ganz anderer Art: es wäre nämlich die quantitativ bestimmte, gliederungslose Reihe gerade als erfüllt, als gegliedert gedacht. Eine solche Zeitbestimmung wäre historisch, nicht naturwissenschaftlich. Das Kausalitätsprinzip sieht gerade davon ab, wann ein Ereignis stattfindet, es sagt nur, daß es — wenn es stattfindet — mit bestimmten andern Ereignissen in einer zwangsläufigen Reihenfolge stattfindet.

„anwendbar" auf Erfahrung sei, bedeutet eben dies: daß sie Grundwissenschaft für die Erfahrung ist.

Weil im Begriff der Zeit als der Form des „Bewußtsein überhaupt" eine Differenzierung vorgenommen werden mußte, die durch die Termini „Präsenz — meßbare Zeit — Raum" bezeichnet wird, muß sich ein bestimmtes Verhältnis auch zwischen jedem dieser Faktoren und jedem andern und ihren Funktionen erkennen lassen: es muß — nicht als formallogische Konstruktion, sondern als sachlich notwendiger Gesichtspunkt — zwischen Sinn und Substanz und zwischen Sinn und Raum ein Relationssachverhalt bestehen, der für die hier geführte Untersuchung den erkenntnistheoretisch gesicherten Untergrund abzugeben hat, und der deshalb notwendig herauszustellen war.

Es ist natürlich nicht beabsichtigt, im Rahmen dieser Arbeit das Beziehungsverhältnis Sinn — Erfahrung in seiner ganzen Vielfältigkeit darzustellen, denn dann müßte wohl die gesamte Psychologie in allen ihren Fragestellungen berücksichtigt werden. Wieder kann es sich nur darum handeln, die für den Fortgang der Untersuchung nötigen Gesichtspunkte herauszugreifen.

Sinn und Substanz als Funktionen der beiden Modi der Zeit: Präsenz und meßbare Zeit, verweisen notwendig aufeinander. Für den Sinn heißt das: er muß Erfahrungssachverhalten so zugeordnet sein, daß sich unter dem Blickpunkt der Erfahrung neue Bestimmungsmomente für seinen Begriff ergeben. Für die Substanz: sie muß als Funktion des Sinnes betrachtet werden können. Substantial bestimmte Sachverhalte aber als Funktion des Sinnes betrachtet sind Z e i c h e n. Es gibt daher nichts in der Erfahrung, was nicht auch Zeichen sein könnte.[43])

Das Zeichen ist Substanz, sofern sie als Funktion des Sinnes b e t r a c h t e t wird. Das kann nur heißen, daß der Erfahrungsgegenstand eine neue, methodisch einwandfreie Bestimmung erfahren muß, wenn es möglich sein soll, auf diese „Betrachtung" eine Definition, d. h. einen durch einen Beweisgang gesicherten Erkenntnistatbestand zu gründen. Denn wenn diese „Betrachtung" willkürlich, also unmethodisch wäre, so bliebe sie nur ein unkontrollierbarer Einfall ohne irgendwelche Bedeutung.

Gegenstände der Erfahrung, d. h. substantial bestimmte Gegenstände, sind zunächst allemal auf Psychisches in einer Weise bezogen, die durch die Termini „Reiz" und „Empfindung-Wahrnehmung" bezeichnet wird. „Reiz" ist geradezu Natur unter dem Gesichtspunkt ihrer Wahrnehmung und Empfindung, also unter dem Gesichtspunkt einer bestimmten Art des Erlebens.[44]) Dies Erleben aber, obgleich ihm wie jedem psychischen

---

[43]) vgl. das Kapitel „Die Chiffreschrift der Natur", bei Ed. Spranger, Wilhelm v. Humboldt und die Humanitätsidee. 1909.

[44]) vgl. H ö n i g s w a l d, Grundlagen, an vielen Stellen. L ö w i, Ueber spezifische Sinnesenergien. 1927.

Akt eine gewisse individuelle Freiheit eigen ist, ist dennoch an die Erfahrung gebunden. Jeder kann seine Wahrnehmung in die Continuität s e i n e s Erlebens und auf s e i n e Weise einreihen und sie dadurch auf individuelle Art modifizieren. Aber er muß den Baum als Baum und nicht als Haus wahrnehmen, oder es muß jedenfalls verlangt werden können, daß jeder den Baum als Baum wahrnimmt.

Erlebnisse solcher Art sind E i n d r ü c k e. Ein „Zeichen" muß also in jedem Fall auch wahrgenommen, d. h. als Eindruck erlebt werden. Aber „als Funktion des Sinnes betrachtet", muß es noch in einer anderen Weise auf Psychisches bezogen sein, oder um die Einheitlichkeit dieses ganzen Beziehungskomplexes stärker zu betonen, kann man auch sagen, die Eindrucksrelation hat eine gewisse Abwandlung zu erfahren, wenn sie den Sachverhalt des Zeichens mit umspannen soll. „Eindruck" bedeutet nicht, daß es sich dabei um ein passives Aufnehmen, um eine Art τύπωσις ἐν ψυχῇ handelt. Sofern der Eindruck Erlebnis ist, ist er auch Akt, oder mit einem Ausdruck, der die Art der psychischen Aktivität besser bezeichnet, P r o d u k t i o n.[45])

Wer also einen Eindruck hat, ist dabei aktiv, er m a c h t etwas mit dem, was ihm gegeben ist: d. h. er produziert eine Wahrnehmung. Man kann dafür auch sagen: er g e s t a l t e t. Aber er gestaltet so, wie der Gegenstand es von ihm fordert.

Zu Beginn dieser Untersuchung ist schon darauf hingewiesen worden, daß alles Erleben sich als Erzeugung von Sinngehalten darstellen läßt. „Produktion", Erleben ist also sowohl Gestaltung — und als solche durch Gegenstände der Erfahrung in ihrer Freiheit eingeschränkt — als auch Sinnerzeugung, d. h. Zusammenbringen von Erlebnissen in einer Einheit, und zwar in einer Einheit von spezifischer Valenz, die vorläufig in Anlehnung an die Terminologie der Kritik der Urteilskraft „subjektive Allgemeinheit" genannt werden soll. Ist nun an einen Gestaltseindruck die Forderung geknüpft, einen bestimmten Sinngehalt zu produzieren, so wird die Gestalt zum Zeichen. Es gibt Zeichen sehr verschiedener Art, vom Licht- oder Schallsignal der modernen Verkehrszeichen bis zum antiken σύμβολον, dem zerbrochenen Stab, dessen Teile Angehörige befreundeter Häuser untereinander als solche legitimierten. In allen diesen Fällen handelt es sich nicht nur um die Gestaltung eines Eindrucks, sondern diese Gestaltseindrücke müssen in bestimmter Weise v e r s t a n d e n werden. D. h. ihr Gegebenheitswert ist an eine Sinnproduktion gebunden.

Von dieser Einsicht aus wäre an einer These von H. v. Helmholtz Kritik zu üben. Helmholtz führt aus[46]): „Inso-

[45]) Zum Begriff der Produktion vgl. vor allem H ö n i g s w a l d, Grundlagen an vielen Stellen; Rhythmus.

[46]) H e l m h o l t z, Handbuch der physiologischen Optik, 2. Aufl. 1896, S. 586. Dazu C a s s i r e r, Substanzbegriff und Funktionsbegriff, S. 404 ff.

fern die Qualität unserer Empfindung uns von der Eigentümlichkeit der äußeren Einwirkung, durch welche sie erregt ist, eine Nachricht gibt, kann sie als ein Zeichen derselben gelten, aber nicht als ein Abbild." Weiter: „Ein Zeichen aber braucht gar keine Art der Aehnlichkeit mit dem zu haben, dessen Zeichen es ist. Die Beziehung zwischen beiden beschränkt sich darauf, daß das gleiche Objekt, unter gleichen Umständen zur Einwirkung kommend, das gleiche Zeichen hervorruft, und daß also ungleiche Zeichen immer ungleicher Einwirkung entsprechen." Was Helmholtz hier „Zeichen" nennt, ist der Sachverhalt des Eindrucks. Wenn Helmholtz dafür den Ausdruck „Zeichen" wählt, so spricht sich darin eine bestimmte Schätzung des Erkenntniswertes aus, den er dem Eindruck zuerkennt. Die Bezüge aber, die den Eindruck zum Zeichen machen, sind in Helmholtz' Problemstellung gar nicht berücksichtigt.

Ist aber die Gestaltsproduktion als Sinnproduktion beabsichtigt — d. h. sind beide Möglichkeiten der Produktion nicht nur im Sinne einer Forderung einander zugeordnet, sondern fallen sie tatsächlich zusammen, so spricht man von Ausdruck. Diese Bestimmung umschließt zunächst sprachlichen, künstlerischen, religiösen, mythischen Ausdruck in gleicher Weise. Cassirer hat in seinem großen Werk über die Philosophie der symbolischen Formen[47]) diese verschiedenen Ausdrucksformen als gleichwertig nebeneinander gestellt. Aber aus Gründen, die sogleich angeführt werden sollen, wird es erforderlich sein, eine genauere Differenzierung zwischen ihnen vorzunehmen und der Sprache eine gewisse Prävalenz vor den anderen Ausdrucksmöglichkeiten einzuräumen.

Zu diesem Zweck ist es nötig, eine Voraussetzung herauszustellen, die in der bisher geführten Argumentation der Sache nach enthalten, aber noch nicht ausdrücklich diskutiert worden ist. Sofern nämlich von Erleben, von Sinnerzeugung und Gestaltung gesprochen wird, wird die Voraussetzung gemacht, daß jemand erlebt. Und ferner wird vorausgesetzt, daß dieser „Jemand" — ausdrücklich oder nicht ausdrücklich — sich in seinem Erleben in Beziehung zu andern „Jemanden" befindet, von denen er annimmt, daß sie „im selben Sinne zu sich Ich sagen", d. h. erleben, wie er selbst. Oder: die Bedingungen müssen erörtert werden, auf Grund deren von einer spezifischen Valenz der Erlebniseinheit die Rede sein kann. In die Beziehung Sinn — Substanz muß also die Möglichkeit einer solchen Affinität der „Jemande" zu einander auf Grund eines Prinzips eingehen: sie muß dem Gedanken der Verständigung genügen.[48])

Es läßt sich auf Grund des bisher Gesagten leicht einsehen, daß Erleben nicht nur Gestaltung der Zeit, sondern daß es

---

[47]) Cassirer, Philosophie der symbolischen Formen, 1923. S. 12 ff.
[48]) vgl. Hönigswald, Grundlagen, S. 317 ff.

immer auch Gestaltung in der Zeit ist. Denn wenn Vorstellungen in ihrem Nacheinander erfaßt werden, so heißt das ja, daß diese Vorstellungen Zeitstellen zugeordnet sind. D. h. sie sind in der Zeit. Die Einheit dieser Vorstellungen im Erlebnis ist ein intensiver, kein extensiver Wert, aber dieser intensive Wert ist immer an eine Erstreckung gebunden. Man kann auch sagen: Erleben heißt — mittelbar oder unmittelbar — extensive Zeitwerte produzieren, (d. h. nicht: extensive Zeitwerte „machen", sondern etwas mit ihnen machen). Deshalb muß Produktion notwendig auch umgekehrt vom Standpunkt der Erfahrung aus, d. h. als Ereignis betrachtet werden können. Ereignisse in der Erfahrung aber sind bestimmte Ereignisse, oder anders gesagt: Ereignisse in der Erfahrung unterliegen verschiedenen methodischen Besonderungen, deren Einheit eben „Erfahrung" heißt.[49]) Sofern Erleben Ereignis ist, ist es auch Ereignis besonderer Art, von bestimmter methodischer Struktur: es ist „Jemand" oder besser „Jemandes Körper", Organismus.[50]) Im Begriff des Organismus, der als eine besondere Abwandlung des Gegenstandsgedankens einzuführen war, liegt die Notwendigkeit beschlossen, eine Mannigfaltigkeit von Organismen anzusetzen — denn der Organismus ist die Norm vieler Variationsmöglichkeiten, ist das Ideal in der Fülle seiner Besonderungen. Weil nun das „Ich weiß, daß ich weiß . . . .", d. h. die Beziehung, welche allem Erleben zugrunde liegt, im Begriff der transzendentalen Apperzeption als ein Prinzip aller gegenständlichen Bestimmtheit erkannt wurde, weil andererseits sich die Notwendigkeit ergab, dem Erlebnis einen spezifischen Ereignischarakter zuzuschreiben, hat man das Recht, den Begriff des Organismus einzuführen und damit eine affinite Mannigfaltigkeit von „Jemanden" anzusetzen, deren besondere Beziehung zueinander Verständigung heißt.

Es würde vom Wege der Untersuchung, die sich ja auf die „Möglichkeit" zunächst der Sprache und im Zusammenhange damit auf die „Möglichkeit" der Schrift richtet, abführen, auf den Begriff des Organismus näher einzugehen und im Einzelnen zu zeigen, wie sich der Organismus als eine unauflösliche Verschmelzung präsentieller und erfahrungsmäßiger Bestimmungsmomente darstellt. Nur auf eines ist hinzuweisen: wenn im Begriff des Organismus der allgemeinen Forderung genügt wird, jedes Erlebnis unter den Gesichtspunkt des Ereignisses zu rücken, so muß dieser Begriff allen Möglichkeiten des Erlebens Rechnung tragen, d. h. er muß die besondere Differenzierung des Erlebens in Eindruck und Ausdruck, sowie die Zusammengehörigkeit beider Erlebnisarten berücksichtigen. Das

---

[49]) Kritik der Urteilskraft, hrsg. Vorländer bei Meiner, S. 16 u. ö.
Br. Bauch, Immanuel Kant, S. 368 ff.
Hönigswald, Grundlagen, S. 328/9

[50]) Zum Begriff des Organismus vgl. Hönigswald, Grundlagen, S. 282 ff., 329 ff., Rhythmus, S. 29 u. ö.
M. Löwi, Ueber spezifische Sinnesenergien, 1927.

geschieht in der Differenzierung des Organismus hinsichtlich der besonderen Organfunktionen und in deren Einheit, die in der Notwendigkeit, nach einem Zentralorgan zu fragen, zum Ausdruck kommt. Das heißt nicht, daß der Organismus aus dem Erleben abgeleitet und dem Erleben gemäß „konstruiert" würde, sondern es heißt, daß die methodische Differenzierung des Organismus, also die Fragestellung einer besonderen Wissenschaft, der Eigenart des Organismus als eines μεταξύ zwischen Erleben und Erfahrung Rechnung trägt.

Der Eindrucksrelation des Erlebens entspricht hinsichtlich der besonderen funktionalen Gliederung des Organismus das System der Sinnesmodalitäten. Sofern in dieser Differenzierung des Organismus das Moment der Sinnproduktion zum Ausdruck gebracht wird, spricht man vom Laut. Im Laut erfährt die allgemeine Beziehung Sinn-Substanz eine Ausgestaltung, die zur Voraussetzung für jede andere Abwandlung dieser Beziehung wird. Denn im „Laut" vereinigen sich alle Bezüge, kraft deren von der Bestimmtheit des Sinnes überhaupt zu sprechen ist. Der Laut unterliegt — als System von Longitudinalschwingungen — den Prinzipien der Erfahrung, er ist also im Raum und in der Zeit substantial und kausal bedingt. Darüber hinaus wird, wenn er als „Laut" erfaßt wird, die Annahme gemacht, jemand habe ihn mit seinen Sprachwerkzeugen, also gemäß den Bedingungen des Organismus, so hervorgebracht, daß das Schallphänomen als etwas Gemeintes verstanden werden solle. Einen Ton als „Laut" verstehen, heißt also, ihn im definierten Sinne als Ausdruck verstehen.

Die besondere Raum-Zeitbedingtheit des Organismus muß also unter dem Gesichtspunkt des Ausdrucks modifiziert werden, um den Begriff des Lautes zu ergeben. Der Laut entsteht im Kehlkopf dadurch, daß die Stimmbänder in ein bestimmtes Spannungsverhältnis und in eine bestimmte Lage zueinander gebracht werden, so daß der Atemstrom sie in Schwingungen versetzt[51]). Durch Veränderungen in der Stellung von Mund- und Nasenhöhlen zueinander und dadurch, daß den Schallwellen Hindernisse — durch Gaumsegel, Zunge, Zähne, Lippen — entgegengestellt werden, entstehen die verschiedenen Laute. Die raum-zeitliche Bedingtheit, wie sie für den Organismus überhaupt charakteristisch ist, — es finden Vorgänge an bestimmten Organen statt[52]) — wird im Fall des Lautes willkürlich benutzt, die Veränderungen, durch die die einzelnen Laute gebildet werden, sind absichtlich, nicht reflektorisch. Wo aber etwas willkürlich geschieht, geschieht es auf Grund einer Entscheidung, also auf Grund eines Erlebnisses. So viele und so individuell nüancierte Laute es daher auch gibt — sie sind alle durch ein- und dasselbe Ordnungsprinzip unterein-

---

[51]) R. Tigerstedt, Lehrbuch der Physiologie des Menschen, 2. Bd. S. 151 ff. 1898.

[52]) Löwi, a. a. O. S. 148 ff.

ander in einem Systemzusammenhang verbunden und können niemals voneinander isoliert werden. „Laut" sein, heißt geradezu, durch dieses System bestimmt sein.

In diesem Zusammenhang gewinnt die Platonstelle Phileb. 18a u. b[53]) besonderes Interesse: die Sprache wird dadurch zum möglichen Gegenstand einer τέχνη und damit zum Träger einer erkenntnismäßig faßbaren Bestimmtheit, daß ein Einteilungsprinzip gefunden wird, wodurch das ἄπειρον, der φωνή die unendlich strömende Fülle individuellen Sprechens, zum gegliederten πέρας wird. Daß Platon in der Zahl dieses Ordnungsprinzip erblickt, liegt, wie Stenzel[54]) nachgewiesen hat, daran, daß der griechische Zahlbegriff Bezüge enthält, die ihn geeignet machen, auch qualitative Unterschiede auszudrücken.

Der Laut ist also nicht ohne weiteres der jeweilig gesprochene Laut, sondern er ist die theoretischer Betrachtung zugängliche Norm, in Platons Gedankengang: das ideenhafte Moment im ἄπειρον des lebendigen Sprechens. Jedes gesprochene a unterscheidet sich von jedem andern a, ob es von ein- und demselben Menschen, aber zu verschiedenen Zeiten, oder von verschiedenen Menschen aber in ein- und derselben Sprache oder aber in verschiedenen Sprachen gesprochen wird; aber dennoch ist es möglich, alle diese Laute als Spielarten des a zu erkennen. Kraft dieses πέρας, das dem Laut innewohnt, und zugleich kraft der unerschöpflichen Möglichkeit, ihn immer wieder auf neue und einzigartige Weise hervorzubringen, ist er befähigt, den Bedingungen der Sinnproduktion zu entsprechen: zugleich allgemein und einzig zu sein. Er ist also δυνάμει die ganze Sprache, und — was dasselbe ist — er ist δυνάμει alle Sprachen. Die ganze Sprache: denn Wort, Satz, Periode sind vom Laut nicht qualitativ verschieden, sondern nur durch den größeren oder geringeren Reichtum der Gliederung unterschieden. Und er ist alle Sprachen: denn alle Sprachen müssen einen Lautbestand aufweisen, der in jenem πέρας mit dem Lautbestand jeder anderen Sprache verwandt ist. Unter dem Begriff der Sprache hat es keinen Sinn, von „toten" oder „lebenden" Sprachen zu reden. Denn auch wenn eine Sprache nicht mehr gesprochen wird — außer etwa als Gelehrtensprache — bleibt sie ja immer noch „Sprache". Sie unterliegt der Norm des Lautes ebenso, wie alle „lebenden" Sprachen, man kann sie lesen und verstehen und sogar — eben als Gelehrtensprache — sprechen. Daß man sie nicht genau so sprechen kann, wie als „lebende" Sprache, bedeutet, daß die Nüancen ihrer Artikulation verloren sind, aber es kann niemals bedeuten, daß man diese Artikulation nicht zu der

[53]) vgl. J. Stenzel, Zahl und Gestalt bei Platon und Aristoteles. 1924. S. 13 ff.

[54]) a. a. O.
Ernst Hoffmann, Die Sprache u. die archaische Logik, 1925. S. 38 ff.

„lebender" Sprachen in Beziehung bringen kann. Nur unter dieser Voraussetzung hat es überhaupt einen Sinn, Schriften entziffern zu wollen. Denn „Entziffern" besagt ja gerade, an Hand einer Schrift eine „tote" Sprache wieder zu verstehen, sie wieder zum „Leben" zu erwecken.

Weil erst unter den Gesichtspunkten, denen der Terminus „Laut" Rechnung trägt, der Begriff des Sinnes seine volle Ausgestaltung erfährt, muß also der Sinn an Sprache gebunden sein. Nicht so, daß Sinn und Laut ein- und dasselbe wären, — zu jedem der beiden Faktoren gehören besondere Bestimmungsmomente, so daß ihre Einheit sich nicht als ein Zusammenfallen, sondern als eine Art polarer Spannung darstellt. Die Forderung, daß die Sprache dem Sinn, oder wie man auch sagen kann, dem Gedanken, adaequat sein solle, bringt dies Verhältnis zum Ausdruck.[55])

Von dieser Einsicht aus ließe sich nun die Differenzierung der verschiedenen Ausdrucksformen vornehmen. Die Sprache ist „vor" ihnen allen, Geste, Geberde, mimische sowohl, als deiktische,[56]) und erst recht jene Ausdrucksarten, bei denen das substantielle Moment nicht „Organismus" heißt, können niemals die Wurzel der Sprache sein. Sie sind überhaupt erst „möglich" auf dem Hintergrund der Sprache: sie verstehen, heißt: ihren Sinngehalt sprachlich umschreiben, nicht: durch Ausdrucksformen, wie sie selbst sind, deuten. Die Sprache ist also eine Ausdrucksform von einzigartiger Dimensionsbestimmtheit, sie ist in definiertem Sinn die Bestimmtheit selber. Denn nur der Laut erfüllt alle Forderungen, die im Moment der Sinnproduktion gestellt sind, auch in der Zeitform, die der des „Bewußtsein überhaupt" entspricht: der Laut ist Produktion im Bereich des Akustischen, d. h. er ist Setzung von Ganzheiten in der Succession. Das aber ist die Grundform jedes Erlebens — das Erlebnis der Gleichzeitigkeit ist erst möglich auf Grund jener andern Erlebnisart, so gewiß Gleichzeitigkeit nur eine Funktion der Zeit ist. Sofern die Produktion des Lautes dem besonderen Zeitmodus der Gleichzeitigkeit genügt, ist er Schrift. Der Begriff der Schrift liegt also tief beschlossen in den ἀρχαί — den Prinzipien und Voraussetzungen aller Bestimmtheit, und die Forderung zu lesen oder „entziffern", ist nicht zufällig und von außen herangebracht, sondern im Sachverhalt der Objektivität selbst begründet.

Aus dieser Prävalenz der akustischen Sphäre für die Verständigung ergeben sich allerlei Folgerungen. Man könnte eine Einteilung der Sinnesgebiete vornehmen, welche auf deren größerer oder geringerer „Eignung" zur Verständigung gemäß dem hier gezeigten Bedingungsgefüge beruhte, und man würde sowohl zu einer Unterscheidung in höhere und niedere Sinne kommen, als auch zu einer bestimmten Reihenfolge innerhalb

[55]) Hönigswald, Prinzipienfragen, S. 16 ff.
[56]) Cassirer, Philosophie d. symbol. Formen, S. 122 ff.

dieser beiden Bereiche. Und gestützt auf eine solche Einteilung müßten sich Fragen nach dem Ersatz des einen oder andern Sinnesgebietes durch die andern Modalsphären stellen lassen (Taubstummensprache, Blindenschrift.). Eine solche Einteilung wäre natürlich nur eine Art, den Zusammenhang und die Differenzierung der Modalsphären zu untersuchen; unter andern Problemstellungen ließen sich andere Gesichtspunkte dafür gewinnen. Aehnlich im Bereich der Kunst: vielleicht käme man auf diesem Wege dazu, die Musik — als eine Sprache ohne Worte [57]) — an die Spitze aller anderen Künste zu stellen, während der bildenden Kunst der Vorrang gebührte, wenn es sich um die Schöpfung einer neuen „Außenwelt" handelt. Und auch die „Möglichkeit" von Kunstkritik und Interpretation wird durch die Praevalenz der Sprache begründet — ohne daß dadurch dem Kunstwerk selbst etwas von seiner Selbstgenugsamkeit und seinem Wert genommen würde.

Die Aussage, die Schrift sei Produktion des Raumes, sofern diese Produktion dem besonderen Zeitmodus der Gleichzeitigkeit genügt, bedarf der Erläuterung. In dem Terminus „Gleichzeitigkeit" sind die Begriffe der Koexistenz und des Raumes enthalten. Produktion gemäß dem Zeitmodus der Gleichzeitigkeit ist also Produktion gemäß der besonderen Gesetzlichkeit des Raumes. In den Begriff des Lautes ist nun aber der Raum bereits einbezogen: es war ja gezeigt worden, daß — wie die funktionale Gliederung des Organismus überhaupt eine räumliche Gliederung besonderer Art ist — der Laut auf den Ort der Artikulation und auf Veränderungen in der Lage der Sprechwerkzeuge zu einander, also auf räumliche Charaktere, Rücksicht zu nehmen hat. Die Produktion im Raume kann daher nicht gemeint sein, wenn es sich um ein neues Moment im Begriffsgefüge des Lautes handelt. Der Raum selbst muß im Sinne der Sprache „benutzt" werden; er muß Funktion des Sinnes, nicht nur ein Definitionselement des Sinnes, d. h. er muß produziert sein. Das ist „möglich", weil ja der Raum als Funktion der Zeit auch im besonderen Funktion der Präsenz ist, und sich daher ja nach der Abwandlung dieser funktionalen Beziehung verschiedene Bestimmungen für den Begriff des Raumes ergeben müssen. Die Axiome der Geometrie sind in diesem Sinne: als Bedingungen der Ueberschaubarkeit extensiver Größen, eine bestimmte Abwandlung der Präsenz — das bedeutet „Reine Anschauung". Als Reine Anschauung, also in funktionaler Abhängigkeit von der Präsenz, ist der Raum die Gesetzlichkeit aller Gestalten, oder man kann auch sagen: er ist die Voraussetzung, auf Grund deren von Wahrnehmung und Empfindung, von Eindrücken und „Außenwelt" erst gesprochen werden kann. In der Schrift aber tritt der Raum in den Be-

[57]) „Sprache" auch insofern sie einer „Schrift": der Noten, bedarf.

ziehungskomplex des Ausdrucks ein. Leibnitz hat in der „Charakteristica Universalis“ [58]) den Versuch gemacht, den gesamten Sachverhalt der Erkenntnis in einem „festen“ Zeichensystem nach Art mathematischer Relationen einzufangen. Es läßt sich jetzt ganz kurz sagen: dieser Versuch, so tief er das Hinstreben aller gegenständlichen Bestimmtheit zu den im Begriff der Verständigung beschlossenen Momenten erfaßt, — übrigens ohne noch dies Hinstreben begründen zu können — konnte deshalb nicht gelingen, weil für Leibnitz „Ausdruck“ noch kein Problem war, wenn er auch im Begriff der μονάς den Ansatzpunkt zu diesem Problem schon in der Hand hatte.

Es ist nicht ganz korrekt zu sagen, der Raum werde produziert. Der Raum ist eine Beziehungseinheit verschiedener Bestimmungsmomente extensiver Größen: Erstreckung, Richtung, Lage sind solche Bestimmungen im Sinne des Raumes, und daß der Raum ein Kontinuum sei, ist ihre Voraussetzung. Produktion des Raumes kann daher nur bedeuten: Produktion an räumlich Gegebenem unter Berücksichtigung der spezifisch räumlichen Bestimmungsmomente. Oder man kann auch sagen: die Kontinuität der präsentiellen Erlebungsfunktion muß mit der Kontinuität im Sinne räumlich extensiver Erstreckung unter dem Gesichtspunkt des Lautes zusammenfallen, wenn vom Buchstaben die Rede sein soll.

Der Buchstabe ist — einerlei in welcher Schriftart — für die Schrift dasselbe wie der Laut für die Sprache; er ist der Träger der begrifflichen Bestimmtheit, der besonderen Gliederungseinheit, die sich in den verschiedenen Schriften auf mannigfache Weise entfaltet.

Es ergeben sich nun allerlei Konsequenzen. Es klingt beinahe trivial, zu sagen, es müsse immer in einer Richtung, also in Zeilen geschrieben werden, gleichgültig, ob von links nach rechts oder von rechts nach links, von oben nach unten oder auch βουστροφηδόν (abwechselnd von links nach rechts und von rechts nach links.) Aber es ist dann nicht mehr trivial, wenn man versteht, daß der Sinn ein Prinzip sein kann, Gegenstände im Raum anzuordnen. Die bestimmte Anordnung von Gestalten im Raum ist daher eines der Merkmale — nicht das einzige — an denen man erkennt, ob man eine Schrift vor sich hat. Wie erwähnt, hat der Entdecker der Sinaischriften Flinders Petrie denn auch aus dieser Erwägung heraus die Sinaihieroglyphen für eine Schrift erklärt. Er nahm also an, daß eine Mehrheit von räumlichen Gebilden zusammengehöre, und ferner, daß diese Gebilde sich gegenseitig in einer Weise bestimmen, die über die Art hinausgehen müsse, wie überhaupt Dinge der Erfahrung sich gegenseitig im

---

[58]) Gerhardt 7, 198 ff.
Hönigswald, G. W. Leibnitz. 1928, S. 23 ff.
Cassirer, a. a. O. S. 72.

Raum bestimmen. Der „Ort" jedes Dinges ist ja sein Verhältnis zu anderen Dingen von gleicher begrifflicher Struktur. Der Buchstabe ist nicht allein dadurch gekennzeichnet, daß er Raumgebilde ist — obgleich er immer auch Raumgebilde sein und als solches eine Stelle, einen räumlichen Ort haben muß. Der „Ort" eines Buchstabens kann aber nur bestimmt sein, wenn dieser „Ort" sich innerhalb eines Systems anderer Buchstaben befindet. D. h. die räumlichen Beziehungen zwischen den Gebilden, die wir Buchstaben nennen, müssen Träger des Sinnes, also als Ausdruck „benutzt", produziert sein. Daraus geht hervor, daß der Buchstabe niemals isoliert stehen kann, ebenso wenig wie der Laut, und die Zeile ist Ausdruck dieser Systembedingtheit; sie ist das πέρας für den Buchstaben, wie es für den Laut die Zusammengehörigkeit der Laute im Sinne der Organdifferenzierung ist.

Wenn die Zeile die Einheit — nicht nur die Summe — von Raumgebilden ist, die durch diese Einheit zu Buchstaben werden, so können auch die Lücken zwischen den Buchstaben als Moment ihrer räumlichen Gliederung nicht „leer", nicht ohne Sinnbezug sein. Lücken, Zwischenräume sind in der Schrift mehr als bloße Erstreckung im Sinne der Raumkontinuität; sie werden beim Lesen nicht einfach übersprungen, sondern sie sind Momente der Sinngliederung. Eine Schrift lesen, heißt, die richtigen Zwischenräume zwischen die Buchstaben setzen. Und wenn alle Buchstaben, wie es in antiken Handschriften häufig vorkommt, ohne abzusetzen geschrieben sind, muß man zunächst gewisse Komplexe, Worte von einander abteilen, d. h. Zwischenräume setzen. Die Entzifferung der Hieroglyphen begann damit, daß diese Abteilung der Worte gelang, die der persischen Keilschrift, daß die Funktion eines schrägliegenden Keils als Worttrenners erkannt wurde. Daß die „Lücke" hier durch ein Zeichen ersetzt werden konnte, beweist schlagend ihre Funktion im Gesamtaufbau der Zeile: sie ist vom Buchstaben nur ihrer Gestalt, nicht ihrer Qualität — die eben keine sinnliche Qualität ist — nach verschieden.

Die Aufteilung der Zeile in Komplexe muß richtig sein, wenn gelesen werden soll. Damit ist zum Ausdruck gebracht, daß die Zuordnung der Schriftzeichen zu sprachlichen Elementen zu vollziehen, also der allgemeinen Bedingung des Zeichens in einer besonderen Modifikation zu genügen ist, wenn der Sinn Prinzip der Raumgliederung sein soll. Es reicht aber nicht aus, nur im allgemeinen zu vermuten, daß diese Elemente wohl sprachlichen Charakters sein dürften, sondern sie müssen in ihrer Zugehörigkeit zu einer bestimmten Sprache, oder doch zu einem bestimmten Sprachstamm wirklich erkannt sein, wenn gelesen werden soll. Die hethitischen Texte in babylonischer Keilschrift können — obgleich ja die Schrift hier bekannt ist — dennoch

nicht verstanden werden, weil man ihre Sprache weder kennt, noch mit einer bekannten Sprache in Verbindung bringen kann.

Es hat sich schon beim gewöhnlichen Lesen experimentell [59]) nachweisen lassen, und die Geschichte der Entzifferungen bietet Beispiele über Beispiele dafür, daß zwar beim Lesen Komplexe gebildet werden müssen, daß aber Sinneinheiten — Worte, Abschnitte, ganze Texte — bereits verstanden werden, ehe noch jedes einzelne Zeichen in seinem Lautwert erkannt ist. Es ist vielmehr so: die noch nicht verstandenen werden von den verstandenen Elementen aus „überbrückt", und einzelne noch nicht erkannte Elemente werden von dieser „Ueberbrückung" aus in ihrer Funktion für den Aufbau der jeweiligen Einheit, also in ihrer sprachlichen Zugehörigkeit verstanden. Die so gewonnenen Werte dienen dann wieder zur Kontrolle für andere Stellen, an denen über den Lautwert noch Zweifel bestanden. Beim gewöhnlichen Lesen tritt dies Wechselverhältnis zwischen „Brücke" und „Brückenpfeilern" nicht mehr ausdrücklich ins Bewußtsein, aber gerade bei der Entzifferung einer fremden Schrift zeigt es sich mit aller Deutlichkeit. Daher die Wichtigkeit der Namen für die Entzifferung: der Lautwert der Namen ist ja vielfach aus anderen Zusammenhängen bekannt und kann deshalb als „Pfeiler" für die „Ueberbrückung" dienen. Erst in dem völlig erkannten Wechselverhältnis zwischen „Brücke" und „Brückenpfeilern" liegt die Gewähr des richtigen Verständnisses, und es kann verlangt werden, dieses Verhältnis richtig zu erfassen, d. h. es handelt sich dabei um einen Sachverhalt von einer spezifischen Objektivität, um die „subjektive Allgemeinheit", deren Momente jetzt zum Teil herausgestellt sind, und für die schon einmal am Beginn dieser Untersuchung die Bezeichnung „Kultur" eingeführt wurde. Die altindische Sprachphilosophie besitzt in dem „Sphota" [60]) einen eigenen Terminus für die Erfassung des Sinnes, die eben keine Summation, sondern ein „Aufblühen", ein Auf-einmal-Haben des Ganzen in relativer Losgelöstheit — aber

---

[59]) In den von Hönigswald und Löwi gemeinsam an der Universität Breslau veranstalteten Uebungen zur Psychologie der Relationen, aus deren Problemstellung diese Arbeit erwachsen ist.

[60]) Den Hinweis auf die indische Sphotatheorie verdanke ich Frl. Dr Ilse Abramczyk.
vgl. Br. Liebich, Ueber den Sphota, ZDMG. 77,
Otto Strauß, Altindische Spekulationen über die Sprache und ihre Probleme. ZDMG. 81.
Deussen, Allgemeine Geschichte der Philosophie, B. 1, 3, S. 399—407.
Liebich, a. a. O. S. 216: „Das Wort Sphota kommt von der Wurzel sphut, die mit dem deutschen Verbum „spalten" identisch ist und besonders vom Aufplatzen, Sichöffnen der Blütenknospe gebraucht wird."

niemals in Unabhängigkeit — von den Wortelementen ist. Man könnte aber auch von einem „Sphota" in der Schrift sprechen: lesen würde dann heißen, ein Sphotaerlebnis haben, d. h. ein Sinnganzes in seinen Elementen und die Elemente in einem Sinnganzen in ihrer spezifischen Zuordnung erfassen.

Je nach der Art dieser Zuordnung spricht man von alphabetischer, Silben-, Wort-, Ideenschrift, und der Entzifferer einer unbekannten Schrift muß, wenn er die Wortkomplexe abteilt, zugleich erkennen, was für eine Schriftart er vor sich hat, d. h. er muß erkennen, welche sprachlichen Gliederungseinheiten: Laut, Silbe, Wort, Satz zum Prinzip der Komplexbildung gemacht sind.

Die Entzifferung der Hieroglyphen scheiterte jahrhundertelang daran, daß man nicht erkannte, mit was für einer Schriftart man es zu tun hatte. Auch Grotefend begann seine Arbeit damit, daß er die Schriftart, also die Art der Komplexbildung in seinen Texten untersuchte. Es fragt sich nun, wie diese verschiedenen Schriftarten „möglich" sind, d. h. es fragt sich, welche Abwandlung der Begriff der Schrift in Bilder-, Wort-, Silben- oder alphabetischer Schrift erfährt, welchen Bedingungen also der Entzifferer in jedem dieser Fälle zu genügen hat. Da die verschiedenen Schriftarten z. T auseinander entstanden sind, man also von einer historischen Entwicklung d e r Schrift „bis" auf das phoenikische Alphabet spricht, so wird eine weitere Frage sein, inwiefern der Gedanke einer historischen Entwicklung der Schrift in ihrem Gegenstandscharakter beschlossen ist, und was dieser Gedanke für das Verständnis der Schrift leisten — und was er nicht leisten kann.

Eine Bilderschrift enthält — das besagt ja der Name — zunächst nur Bilder von Gegenständen oder Vorgängen, wie der „Schreiber" sie um sich herum wahrnahm, die jedermann leicht wiedererkennen konnte. Es scheint, als fiele das Verständnis des Sinngehalts in diesem Falle mit dem Erkennen des dargestellten Dings zusammen. Tatsächlich gibt es Darstellungen, bei denen man im Zweifel sein kann, ob man sie als Kunstwerk oder als Schrift aufzufassen hat; ob es darauf ankommt, wie sie gestaltet sind, oder darauf, was sie bedeuten; ob sie einem „autonomen Zweck gemäß" als in sich geschlossen und sich selbst genügend, oder ob sie als „Mittel" der Verständigung, d. h. in bestimmter Weise einem h e t e r o n o m e n Zweck unterworfen zu betrachten sind. Eine solche Unsicherheit mag z. B. bei manchen prähistorischen Petroglyphen[61]) bestehen.

Die Frage nach dem Verhältnis von autonomer und heteronomer Zweckmäßigkeit, Fragen also, die sich mit dem Gebiet der Kritik der Urteilskraft eng berühren würden, kann hier nur andeutungsweise behandelt werden. Heteronome

[61]) J e n s e n, a. a. O. Abb. 4, 5, 6.

Zweckmäßigkeit, d. h. die Möglichkeit, zu etwas gebraucht werden zu können, können nur Gegenstände im Raum, Naturgegenstände haben. Es ist eine besondere Art der „Affinität" der Naturgegenstände, daß sie zu etwas gebraucht werden können. Auf Grund ihrer Räumlichkeit kann auch an die Schrift die Frage gestellt werden, ob man sie zu etwas benutzen könne. Aber dieser Gesichtspunkt ist nur ein Charakter an der Bestimmtheit der Schrift, und es ist unzulässig, daraus ein Prinzip ihrer Entstehung und ihrer Entwicklung zu machen, wie es in der einschlägigen Forschung durchgehends geschieht. Ihre „Brauchbarkeit" mag in einzelnen Fällen der Anlaß gewesen sein, eine Schrift zu konzipieren, aber über ihre Gegenständlichkeit, d. h. über den Grund dieser Konzeption kann die Brauchbarkeit niemals entscheiden.

In diesen Problembereich gehört auch die Verwendung der Schrift zum Schmuck oder vielmehr die Frage nach dem Sinn einer solchen Verwendung, die besonders häufig bei den ägyptischen Hieroglyphen und deren Derivaten, z. B. der meroitischen Monumentalschrift, vorkommt. Hier werden die Schriftzeichen zu Momenten in einem Gefüge von autonomer Zweckmäßigkeit, und obgleich ihr Verständigungswert erhalten bleibt, stehen sie in diesem Fall dennoch unter der Gesetzlichkeit des Schönen. Aus solchen Erwägungen wäre etwa auch über die Reklameschrift zu entscheiden: bei der wieder in einer neuen Nuancierung von heteronomer Zweckmäßigkeit zu sprechen wäre: die Reklameschrift ist Instrument der Mitteilung in einer besonderen Weise: sie hat aufzufallen, sich einzuprägen — und sie tut das, indem sie die ästhetisch-bedeutungshafte Ambivalenz, die den Schriftzeichen auf Grund ihrer Räumlichkeit innewohnt, auf eine besondere Weise ausnutzt.

Faßt man nun eine bildmäßige Darstellung als Schrift auf, so präsumiert man, daß die Aehnlichkeit des Bildes mit dem, was es abbildet, im Sinne der Verständigung „benutzt" ist, daß also nicht die Natur das Kriterium für diese Aehnlichkeit abgibt, sondern daß mit diesem Bild etwas gemeint und daß das Bild zu verstehen sei, oder anders: daß dies Bild einen weder erfahrungsmäßig, noch künstlerisch bedingten Sachverhalt repräsentiert, kurz, daß es unter der Gesetzlichkeit steht, die für alle Zeichen gilt, und die jetzt ohne weitere Auseinandersetzung als die des Sinnes und der Kultur bezeichnet werden darf. Denn wenn „Kultur" das Gefüge gegenständlicher Bestimmtheit bezogen auf die Momente des Erlebens und des Sinnes ist (vergl. S. 18) so ist sie der Gedanke eines Zusammenhangs aller Sinnganzheiten in einer Einheit von spezifischer Gültigkeit, von der aus umgekehrt jede Sinnganzheit ihre Bestimmtheit erfährt. D. h. sie ist Idee. Das Prinzip der Idee ist also ebenso im Bereich gegenständlicher Notwendigkeit, wie in dem „subjektiver All-

gemeinheit" wirksam als die „Möglichkeit", das Einzelne aus dem Allgemeinen und das Allgemeine aus dem Einzelnen zu bestimmen. Ein Bild nun, sofern es als Zeichen fungiert, nennt man „Symbol".[62]) Der Sinngehalt des Symbols ist nicht nur — wie z. B. beim Verkehrszeichen — einem beliebig aufgegriffenen dinghaften Substrat zugeordnet, sondern er ist so an die Form, an die ganz bestimmte räumliche Konfiguration dieses Substrats gebunden, daß eben diese Form eine Ausdrucks-, nicht nur eine Anzeigefunktion übernimmt. In Anlehnung an die früheren Ausführungen: Gestaltproduktion und Sinnproduktion fallen im Symbol zusammen, es ist also Ausdruck. Vom sprachlichen Ausdruck unterscheidet sich das Symbol dadurch, daß sein gestalthafter Anteil Bild ist, sich also nicht nur auf Gegenständen der Natur aufbaut, sondern durch Natur normiert ist. Die hier exponierte Frage nach dem Verhältnis von Natur und Kunst oder besser, künstlerischer Gestaltung, also die Frage des „Bildes", ist in der Aesthetik seit der Kritik der Urteilskraft nicht mehr zur Ruhe gekommen, und es ist nicht möglich, hier ausführlicher darauf einzugehen. Doch scheint es — jedenfalls nach der bisherigen Argumentation — als ob man von Symbolen — wenn anders es richtig ist, daß das Moment des Bildes in den Begriff des Symbols mit eingeht — nur im Bereich räumlicher Gestaltung reden könne, während „Zeichen" im weiteren Sinne sich auf jede Wahrnehmungssphäre beziehen können. Wenn in der Musik von Klangsymbolen die Rede ist, wären damit Sachverhalte wie die Programmusik oder das Leitmotiv gemeint, die wieder eine besondere Beziehung zur Erfahrung, wie sie sonst nicht für die Musik relevant ist, herstellen.

Wenn in den Begriff des Symbols das „Bild" eingeht, so heißt das, daß Aehnlichkeit hier noch etwas anderes bedeuten muß als bei einem bloßen Abbild. Der Reichsapfel der mittelalterlichen Kaiser oder der indianische Wampumgürtel[63]) auf dem ein roter und ein weißer Mann sich zum Zeichen des Friedensschlusses die Hände reichen, sind nicht nur Bilder eines Vorgangs, sondern sie bedeuten etwas: etwa „christliche Weltherrschaft" oder „Friedensschluß zwischen Indianern und Einwanderern". Indem aus solch

---

[62]) Cassirer, Philosophie der symbolischen Formen und auch Löwi — in dem Kolleg über Sprachphilosophie — nennen jede Art der Repräsentation von Sinngehalten in der Erfahrung „Symbol". Da aber die Eigenart jener Zeichen, bei denen die Repräsentation an ihren Bildcharakter gebunden ist, einen besonderen Terminus erfordert, dürfte es sich empfehlen, nur diese Art Zeichen „Symbol" zu nennen, schon weil man so dem Sprachgebrauch am ehesten folgen würde.

[63]) Jensen, a. a. O. Abb. 3.
vgl. ferner 3. u. 10. Annual Report of the Bureau of Ethnology. Washington.

einem Bedeutungszusammenhang ein Moment herausgehoben und als Bild des Ganzen dargestellt wird, repräsentiert es dies Ganze. Ein solches „Bild" wird nicht — oder nicht in erster Linie — als Kunstwerk verstanden, sondern es verlangt eine Deutung aus eben den Zusammenhängen heraus, die seinen Sinngehalt charakterisieren. Solche Zusammenhänge aber sind — wie früher gezeigt — die des Systems aller Geltungsbezüge in der Ausprägung, wie sie durch den Begriff der Kultur bezeichnet wird und in dem Gedanken der Idee ihre letzte Rechtfertigung findet. Es ist daher kein Zufall, daß die sinnliche Repräsentation, das εἰδωλον dem alten Platon, dem es immer mehr um das Verhältnis der Idee zur konkreten Wirklichkeit ging, zum Problem wurde, und es bedeutet keinen Umweg, auf die platonischen Gedankengänge hier einzugehen, weil sie nämlich die Unterschiede zwischen „Sinnbild" und „Abbild" klar herausstellen.

Das εἰδωλον des siebenten platonischen Briefs[64]), dessen Echtheit jetzt wohl allgemein anerkannt[65]) und hier jedenfalls vorausgesetzt wird, erhält im Aufbau der Erkenntnis seine bestimmte und für das Ganze notwendige Stelle: zusammen mit ὄνομα (Benennung) und λόγος (Definition) bereitet es die eigentliche Erkenntnis, die ἐπιστήμη und die Einordnung des Erkannten in den Zusammenhang des Ganzen der Erkenntnis, das γνωστόν , vor.[66]) Es ist mehr als nur ein Modell mathematischer Gegenstände[67]), denn es gibt εἰδωλα von allem und jedem, auch vom ἀγαθόν, vom καλόν und vom δίκαιον Stenzel[68]) hat nachgewiesen, daß in der Entwicklung der platonischen Lehre die einzelnen Bestimmungselemente, die in der Grundkonzeption des εἶδος enthalten sind, allmählich zu stärkerer eigenen Ausgestaltung gelangten und — wenn man so sagen darf einen Teil der Gesamtbedeutung zu eigenen Terminis abspalteten. Das εἰδωλον vereinigt in sich die anschaulichen, gestalthaften Bezüge des platonischen Ideenbegriffs. Oder: das εἰδωλον ist die Idee unter dem Gesichtspunkt der sinnlichen Wahrnehmung, d. h. ihrer konkreten Wirklichkeit.

Dann aber kann das εἰδωλον nicht mehr nur ein Abbild sein. Denn Abbilder kann es nur von Gegenständen der Erfahrung geben, und ein Bild kann das Abgebildete nur kraft seiner Aehnlichkeit mit ihm vertreten. Aehnlichkeit ist aber keine sachliche Beziehung, d. h. es gibt keine wie immer beschaffene Notwendigkeit, auf Grund deren Aehnlichkeit an-

---

[64]) 7. Brief, 342 B ff. vgl. Cassirer, a. a. O. S. 63 ff.
[65]) Ulrich v. Wilamowitz-Moellendorff, Platon 1, S. 641 ff. und 2, S. 282 ff.
[66]) Stenzel, Ueber den Aufbau der Erkenntnis im 7. platonischen Brief. Sokrates, 1921.
[67]) Wilamowitz, a. a. O. S. 281.
[68]) a. a. O. und in den Studien zur Entwicklung der platonischen Dialektik, 1917.

erkannt werden müßte. Jeder kann etwas als einem Andern ähnlich erklären, ohne daß eine Verbindlichkeit dazu bestünde. (Die Norm des Aesthetischen, der das Bild unterliegt, beruht nicht auf seiner Aehnlichkeit mit dem, was es abbildet.) Wenn aber das εἰδωλον die Idee unter einem bestimmten Gesichtspunkt, nämlich dem der Gestalt, repräsentiert, dann ist diese Repräsentation der bloßen Willkür entrückt. So gewiß das platonische εἰδωλον eine Funktion für den Prozeß der Erkenntnis hat, muß es für sein Teil die Gesetzlichkeit der Erkenntnis zum Ausdruck bringen: es ist Symbol, nicht Abbild. Symbol ist also die Gestalt, sofern sie etwas bedeutet, sofern sie durch das, was an ihr figürlich ist, sich dazu eignet, Kulturzusammenhänge, wie sie durch den Begriff der Idee gefordert werden, zu repräsentieren.

Auf der Deutbarkeit des Symbols, auf der Möglichkeit, seinen Sinngehalt in Worten zu umschreiben, beruht die Bilderschrift. Schrift ist sie aber nur dann, wenn sie eine Ordnung von Symbolen im Sinne der Zeile darstellt. Das einzelne Symbol, etwa der Wampumgürtel, und das vereinzelte Zeichen, z. B. Handwerkermarken, werden von den Forschern [69]) „Vorstufen" der Schrift genannt, und diese Bezeichnung wird durch die Ueberlegungen über die „Zeile" bestätigt. Die Bilderschrift, oder wie man vielfach sagt, die Ideenschrift, erfüllt eine der wesentlichen Bedingungen für die Eindeutigkeit der Schrift nicht: sie verweist wohl im allgemeinen auf Sprache, aber sie ist nicht einer bestimmten, historisch gegebenen Sprache zugeordnet. Man kann ein- und dasselbe Ideogramm in beliebig vielen Sprachen lesen: die sumerischen Ideogramme z. B. behalten in den verschiedenen jüngeren Keilschriften bei jeweils verschiedenem Lautwert denselben Bedeutungsgehalt.

Die historische Erforschung der verschiedenen Schriften ist, wenn über Einzelheiten auch Meinungsverschiedenheiten bestehen, zu dem Ergebnis gekommen [70]), daß das Ideogramm die älteste Schriftart sei, aus der sich dann die verschiedenen Schriftformen: Wort-, Silben-, Buchstabenschrift entwickelt haben. Im Abendland sei bei den Griechen, die dem phoenikischen Konsonantenalphabet die Vokalzeichen hinzufügten, der Gipfel dieser Entwicklung, nämlich die wirklich der Sprache adaequate Schrift erreicht worden. Der Gedanke einer historischen Entwicklung der Schrift scheint also untrennbar verknüpft mit dem eines Fortschritts zu einem dem Sprachgehalt möglichst adaequaten Bezeichnungssystem.

Keine ideographische Schrift ist daher reine Bilderschrift geblieben. Es gehört mit zur Bestimmtheit des Eindrucks,

---

[69]) Jensen, Weule.

[70]) K. Sethe, Der Ursprung des Alphabets. Nachr. Gött. Ges.-Wiss. 1916.

daß er eine Benennung erhält. Erst wenn das Wahrgenommene benannt ist, ist es richtig verstanden. Hier offenbart sich abermals die Grundbeziehung zwischen Sinn und Substanz auf eine andere Weise: Benennung ist die Art, wie substantial Bedingtes unter dem Gesichtspunkt der Verständigung, — d. h. unter einem besonderen Prinzip der Objektivität — Eindeutigkeit erhält: Benennung ist eine Funktion der Identität in die Erfahrung. Auf dieser Beziehung beruht die Möglichkeit, den einzelnen Schriftbildern bestimmte sprachliche Elemente zuzuordnen, ohne jedesmal ausdrücklich eine Vereinbarung darüber abzuschließen, wie beim Zeichen im Sinne des σύμβολον d. h. die Möglickkeit, daß das, was in einer bestimmten Sprache geschrieben worden ist, in derselben Sprache gelesen werden muß. Damit ist nicht mehr die Eindeutigkeit der Natur, sondern die Eindeutigkeit der Sprache in ihrer nationalen Besonderheit Prinzip der Verständigung in der Schrift. Das bildhafte Moment des Schriftzeichens verliert also tatsächlich dem sprachlichen gegenüber an Wichtigkeit, es heißt: die Schriftzeichen „schleifen sich ab". Diese Wendung, die in der einschlägigen Literatur immer wiederkehrt, gibt der Meinung Ausdruck, durch die größere Verbreitung des Schreibens habe man allmählich immer mehr Uebung in der Formung der Buchstaben bekommen, habe die Formen immer mehr vereinfacht, bis sie zuletzt von ihrer ursprünglichen Gestalt kaum noch etwas bewahrt hätten. Aber dies „Abschleifen" ist nur möglich, wenn die Bildhaftigkeit nicht allein die Eindeutigkeit des Buchstabens zu verbürgen hat. „Abschleifen" besagt ja eben, daß das figürliche Element zugunsten des laut-, d. h. sinnhaften zurücktritt. Dies Zurücktreten bezieht sich auch auf den mit der Benennung mitgesetzten Wahrnehmungsinhalt, der ja durch das „Bild" in die Erinnerung gebracht werden sollte, so daß der „Name" als bloßes Lautelement übrig bleibt und nun, befreit von seiner Bindung an das, dessen Name er war, in die verschiedensten sprachlichen Verbindungen eintreten kann. Diese Entwicklung hat die historische Forschung in zahlreichen und vielfach für eine philosophische Fragestellung sehr ergiebigen Untersuchungen verfolgt.[71]) Die Lautelemente, die durch das „Abschleifen" zum Träger der Eindeutigkeit in der Schrift wurden, sind verschieden je nach der Eigenart der Sprachen, in die sie gehören. Weil in den semitischen Sprachen und im Aegyptischen die Bedeutung der Worte an den Konsonanten haftet, wurden Konsonantengruppen zum Ausgang der Entwicklung in den meisten Schriften des Mittelmeerkreises, während die Lauteinheiten der chinesischen Schrift ganz anderer Art sind.[72])

[71]) vor allem Jensen und Sethe a. a. O.; ferner Kalinka, Klio 16 und Lehmann-Haupt, Zur Herkunft des Alphabets. ZDMG. 73, 1919.

[72]) Jensen, a. a. O. S. 26 ff.

Anm.: Die überragende Wichtigkeit der ägyptischen Schrift für alle den Begriff der Schrift betreffenden Fragen erklärt sich daraus, daß die Entwicklungsgeschichte der Hieroglyphenschrift allein fast alle Möglichkeiten der Schrift umfaßt, die sich sonst über viele Schriften und Völker verteilen. Die Hieroglyphen könnten geradezu als Paradeigma der Schrift überhaupt gelten, und ihr Entzifferer Champollion als einer der Größten im Reiche des Geistes.

Wenn also die historische Entwicklung der Schriften sich als ein „Abschleifen" darstellt, so besagt das, daß sich an den gegebenen Schriftarten die im Begriffe des Buchstabens gestellte Forderung bewährt, dem Sinngehalt adaequat zu sein, d. h. ihm sachlich — nicht im Sinne einer „Aehnlichkeit" — zu entsprechen.

Fragt man nun, aus welchem Grunde das Alphabet soviel vollkommener sei als Wort- oder Silbenschrift, die doch auch eine Beziehung zum Laut herstellen, so ist zu antworten: Worte und Silben, denen Schriftzeichen zugeordnet werden, sind die nachträglich zerlegten Elemente „fertiger" Sprachen, d. h. es wird in einer solchen Schrift das Resultat einer historischen Sprachentwicklung mitberücksichtigt. Das Alphabet bemächtigt sich dagegen der Sprache da, wo sie noch δύναμις ist, es ist also geeignet, die Sprache in ihrer ἐνέργεια, in ihrer unerschöpflichen Fülle und Lebendigkeit zu ergreifen und noch einmal zu gestalten. Mit einem Bild: Wort- und Silbenschriften gleichen einem jener Legespiele, bei denen ein Bild in Stücke geschnitten ist und nun aus den Teilen wieder zusammengesetzt werden soll. Das Alphabet aber wäre einem Baukasten zu vergleichen, aus dem man mit einer bestimmten Anzahl von Steinen alles bauen kann. Wenn Grotefend die „erste" Keilschrift seines Textes für eine Buchstabenschrift hielt, weil sie nur etwa 40 Zeichen hatte, während er in den andern beiden Keilschriften wegen der Menge ihrer Zeichen Wort- und Silbenschriften vermutete, so bezog er sich in dem ersten Falle auf das πέρας in dem alle Laute sich überschauen lassen. Im zweiten und dritten Falle fand er dagegen die Schriftzeichen dem ἄπειρον historisch gegebener sprachlicher Tatsächlichkeit zugeordnet. Weil nun das Alphabet dem πέρας des Lautes, also seiner begrifflichen Norm entspricht, kann es selbst wieder dem Sprechen gegenüber diese Norm vertreten: das ist der Sinn einer „Schriftsprache".

Es hatte sich gezeigt, daß die geschichtliche Betrachtung von Schriften sich nicht damit begnügen kann, Zusammenhänge zwischen den verschiedenen Schriftsystemen festzustellen, sondern daß solche Feststellungen erst einen Sinn bekommen, wenn mit ihnen die Frage verbunden ist, inwiefern historische Zusammenhänge als „Entwicklung" zu bewerten seien, wenn man sie an der im Begriff der Schrift erhobenen Forderung, adaequat zu sein, mißt. Die Entwicklung

von Schriften ist also auch immer eine Entwicklung der Schrift; in den verschiedenen Schriften, in ihrer geschichtlichen Bedingtheit entfaltet sich der Gegenstandswert der Schrift, indem er sich an ihnen in jeder Phase ihrer Entwicklung als eine Art „regulativen Prinzipes" bewährt. Man könnte sagen, die Schrift ist ἐντελεχεια in den Schriften. In einem früheren Stadium der Forschung wurde im Zusammenhang mit der Entwicklung der Schriften häufig nach einer „Urschrift" gefragt, die einmal irgendwann und irgendwo entstanden oder erfunden und aus der alle andern Schriften dann abgeleitet worden seien. Diese Fragestellung ist heut wohl allgemein aufgegeben [73]), und es kann nicht daran gezweifelt werden, daß sie mit Recht aufgegeben worden ist. Denn die Annahme, die Schrift sei einmal irgendwann und irgendwo, an einem historisch erfaßbaren Zeitpunkt erfunden oder entstanden, drückt die Schrift zu einer bloßen Naturtatsache herab, und verfehlt ihren Charakter als eines Beziehungspunktes im Gefüge der Verständigung und damit als eines Prinzips der Gegenständlichkeit überhaupt. Aber auch in diesem Irrtum wird, wenn auch unter falschen methodischen Voraussetzungen, deutlich, daß die Schrift und die Schriften zweierlei und daß sie dennoch eines sind. Ursprache und Urschrift tragen diesem Zwiespalt Rechnung, der aus der Doppelnatur von Sprache und Schrift folgt: beide sind zugleich Gegenstände und Bedingungen für Gegenstände, Abwandlungen der Gegenständlichkeit. Sprache ist, wie gezeigt werden konnte, Bedingung jeder Bestimmtheit; es kann keine Bestimmtheit geben, die sich nicht in der Sprache oder doch im Bezug auf Sprache entfaltete, so gewiß es keinen wortfremden Sinn geben kann. Die Frage aber, inwiefern auch die Schrift eine Bedingung für Gegenstände sein kann, erfordert ein kurzes Zurückgreifen auf früher Angedeutetes.

Wenn Kultur [74]) das Gefüge der Geltungsmodi unter der Zeitform des Sinnes, also der Präsenz betrachtet, ist, so heißt das: im Faktor „Sinn" verbindet sich die Einzigartigkeit individuellen Erlebens mit der Notwendigkeit, das Produkt dieses Erlebens, den Sinngehalt, mit anderen Sinngehalten in Zusammenhänge zu bringen, in denen sich seine spezifische Bestimmtheit erst erfüllt. Dieser Zusammenhang ist nicht nur der der individuellen Erlebniseinheit. Weil jeder „im selben Sinne zu sich Ich sagt", kann jeder Sinngehalt mit jedem andern Sinngehalt in Beziehung treten Kultur ist die — niemals

[73]) Sethe, a. a. O. S. 104.

[74]) Hönigswald, Ueber die Grundlagen der Pädagogik. 2. Aufl. 1927. S. 58 ff.
Bauch, Wahrheit, Wert und Wirklichkeit. 1923.
Heinrich Rickert, Kulturwissenschaft und Naturwissenschaft, neueste Auflage.
Die Grenzen der naturwissenschaftlichen Begriffsbildung. 2. Aufl.

verwirklichte, aber immer als Aufgabe wirksame — Idee einer Gesamtheit aller Sinnbezüge, d. h. die Forderung, Sinnzusammenhänge — aber nie in der Absicht einer begrifflichen Nivellierung, sondern unter Wahrung ihrer individuellen Einzigartigkeit — herzustellen. Man kann dafür auch sagen: Kultur ist Wert, denn sie fordert die Verwirklichung der in ihr beschlossenen Bedingungen. Als Wert erhebt sie in einer besonderen Weise Anspruch auf Gültigkeit. Kant hat für die Eigenart des aesthetischen Geltungsanspruchs von Kunstwerken den Terminus „subjektive Allgemeinheit" gefunden. Es ist keine Verschiebung, sondern eine Erweiterung seiner Bedeutung, wenn er für die Gültigkeit kultureller Setzungen überhaupt, nicht nur für die der Kunst, in Anspruch genommen wird. „Subjektive Allgemeinheit" bedeutet also Allgemeinheit im Einzigartigen — nicht nur im Besonderen — auf Grund der im Faktor „Sinn" koinzidierenden Bezüge, also auch unter Berücksichtigung seiner sprachlich-nationalen Gebundenheit. Kultur ist daher immer auch eine Mannigfaltigkeit von Kulturen.

Unter Berücksichtigung aller dieser Momente muß sich die allgemeine Beziehung Sinn — Erfahrung so abwandeln lassen, daß sie die Einzigkeit und die Allgemeinheit kulturell — mit anderm Ausdruck: konventionell — bedingter Zusammenhänge unter den Gesichtspunkt des Ereignisses rückt. Kulturelle Zusammenhänge in ihrer individuellen Bedingtheit und zugleich in ihrer Ereignishaftigkeit, d. h. in ihrer Beziehung zur Zeitreihe [75]), verstehen, heißt, sie historisch verstehen. Jeder Zusammenhang kultureller Art muß daher Gegenstand geschichtlicher Darstellung, geschichtlichen Verständnisses werden können. Und weil geschichtliche Darstellung Verstehen von Zusammenhängen in einer Art ist, die sich aus dem Gedanken der Gegenständlichkeit selbst ergibt, kann sie die Eigenart der verschiedenen Gegenstände in ihrem Verfahren nicht übergehen. Die Geschichte der Schrift, die Geschichte der Philosophie und die Geschichte des Siebenjährigen Krieges erfordern — bei aller methodischen Einheitlichkeit der Fragestellung — gerade aus der Eigenart historischen Verfahrens heraus verschiedene Behandlung, nicht obwohl sie Probleme der Geschichte sind, sondern weil sie es sind.

Die Möglichkeit historischen Verstehens beruht nun darauf, daß die Sinnzusammenhänge, um die es sich jeweils handelt, immer wieder erlebt, immer wieder verstanden werden können, daß sie also auf ihre Weise „dauern". Wenn in den Begriff des Lautes die „Dauer" der Sinnzusammenhänge und damit die Möglichkeit der Geschichte, eingehen soll, muß er es ermöglichen, daß die sprachliche Formulierung dieser Sinnzusammenhänge immer für das Verstehen bereit da ist: er

[75]) Georg Simmel, Das Problem der historischen Zeit. Berlin 1916.

muß Schrift sein. Die Lautproduktion im Sinne der Gleichzeitigkeit und des Raumes ist also kein beliebig herangebrachtes Motiv; sie ist gefordert durch ein besonderes Bestimmungsmoment des Sinnes und des Verstehens, d. h. durch den Begriff gegenständlicher Bestimmtheit selbst.

Sofern die Schrift diesen besonderen, historischen Bezügen des Sinnes genügt, ist sie Q u e l l e.[78]) Als Quelle ist die Schrift eine Voraussetzung der Geschichte, eine Bedingung historischer Tatsächlichkeit. Daher kann die Geschichte niemals über einen wirklichen Ursprung der Schrift entscheiden. Wohl aber kann sie Fragen nach der Entstehung einzelner Schriftarten stellen.

Nicht alles, was geschrieben ist, ist deswegen schon „Quelle", aber alles, was geschrieben ist, muß — das ergibt sich jetzt von selbst — „Quelle" sein k ö n n e n. Eine fremde Schrift entziffern, heißt daher: neue Geschichtsquellen erschließen, und die großen Entzifferer des vorigen Jahrhunderts haben das Weltbild ihrer eigenen und aller späteren Epochen kaum weniger verändert, als einst Columbus und Kopernikus es durch ihre Entdeckungen getan haben.

[78]) In diesem Zusammenhange ist es interessant, daß einer der ersten Theoretiker der Geschichte, Giambattista Vico, im Raum den Träger historischer Kontinuität erblickte.

Lebenslauf

Am 2. 12. 1901 wurde ich in Kattowitz in Oberschlesien als Tochter des damaligen Regierungsbaumeisters, jetzigen Direktors bei der Reichsbahn Friedrich Modrze und seiner Frau Elfriede, geb. Fraenkel, geboren. Ich gehöre der evangelischen Konfession an und besitze die preußische Staatsangehörigkeit. 1921 machte ich an der Städtischen Realgymnasialen Studienanstalt zu Hannover die Reifeprüfung. Zunächst studierte ich in Heidelberg und Breslau Philosophie, Deutsch und Geschichte. Ostern 1924 legte ich am Friedrichs-Gymnasium zu Breslau eine Ergänzungsprüfung im Griechischen ab, um dadurch die Reife des humanistischen Gymnasiums zu erwerben. Dann studierte ich in Heidelberg und Breslau Philosophie, klassische Philologie und Archaeologie. Allen meinen Lehrern schulde ich größten Dank, vor allem Herrn Prof. Richard Hönigswald, der meine Arbeit angeregt und weitgehend gefördert hat.